Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

[N]r. 44 Leipzig, den 31. Oktober 1895

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Sprüche — Neue Beiträge zur Lösung der Schriftfrage: 1. Kähler; 2. Köhler — Vom heiligen Berge Athos. [Zw]eite Hälfte — Die Probejahre im Jesuitenorden. Erste Hälfte — Vinets Gedanken über Katholizismus und Protestan[ti]smus — Nausikaa in London, oder die physische Erziehung der Frau. Von Charles Kingsley — Von Herrn Hofprediger [St]öcker — Verschiedenes: Ein Nachspiel zum Posener Kongreß; Neue Pfennigpredigten; Der Bannspruch der konservativen Parteileitung [geg]en die sozialen Pastoren — Anzeigen

Sprüche

Der Seele Wachstum

Nach Bernhard von Clairvaux*)

Liebt die Seele viel, so wird sie groß,
Liebt sie wenig nur, so bleibt sie klein,
Liebt sie nichts, so bleibt sie eben nichts.
Liebe nur kann Wachstum ihr verleihn.

Ewges Leben

Nach Eckart

Du fragst, was ewges Leben sei?
Du wirst nicht länger fragen,
Wenn du nur dahin erst gelangst,
Es in dir selbst zu tragen.

Immer der Gleiche

Nach Eckart

Nimm Gott in allen Dingen,
In großen und geringen,
Er bleibt in seinem Reiche
Sich immerdar der gleiche.

Nur in der Stille

Nach Johannes Tauler

Soll Christus in der Seele reden,
Sorg, daß in ihr es stille sei;
Denn lärmen in ihm fremde Gäste,
Dann geht des Hauses Freund vorbei.

Höchster Wunsch

Nach Keppler

Mein höchster Wunsch ist hier auf Erden,
Den Gott, den in der Welt ich fand,
Auch in mir selbst gewahr zu werden.

Späte Buße

Nach Christian Scriver

Die wahre Buße kommt zwar nie zu spät,
Doch kanns zu spät zu wahrer Buße werden.

Eine Frage

Sagt, ist es Gotteslästrung nicht und Spott:
Den Wein dem Teufel und die Hefen Gott?

Naturbetrachtung

Wenn du Natur im Großen willst betrachten,
Dann laß dich durch das Kleine nicht zerstreun;
Doch wenn du lernst auch auf das Kleine achten,
Wirst du an ihm dich wie am Großen freun.

*) Aus einer großen Sammlung von Spruchgedichten, die noch [d]es Erscheinens harrt, hat der Dichter uns die obigen freundlichst zur [V]erfügung gestellt. D H

Gebetsregel

Nach Anselm

Wenn du zu Gott willst beten,
Gönn deiner Seele Ruh,
Geh in dein Herzenskämmerlein
Und schließ die Thüre zu
Und sprich: wie ich Dich finden kann,
Mein Gott, das lehr mich Du.

Julius Sturm

Neue Beiträge zur Lösung der Schriftfrage

Uebersicht: 1. Kähler; 2. Köhler; 3. Buhl, Schlatter, Luthardt; 4. Verschiedene.

Der Streit um die Bibel geht fort. Es ist zur Beurteilung unsrer kirchlichen Zustände wichtig, ihm unausgesetzte Aufmerksamkeit zu widmen und namentlich die Anzeichen zu beachten, die etwa auf eine befriedigende oder unbefriedigende Beilegung des Streites schließen lassen. Entscheidend für diese Aussichten wird wohl die Stellungnahme der Fachmänner sein, und zwar derer vor allem, die in den „altgläubigen" Kreisen als Autoritäten gelten. Denn wir stehen doch noch nicht auf dem Punkte, daß diese Kreise auf die Verbindung mit der Theologie und der theologischen Wissenschaft überhaupt verzichten möchten, so anrüchig auch diese vielen schon geworden ist. Da ist nun in erster Linie Professor Kählers Buch: Unser Streit um die Bibel*) zu nennen.

1

Diese Schrift führt mit gewichtigem Ernste den schweren Streit und ist doch ein erquickliches friedeschaffendes Buch. Aus dem häßlichen Getriebe des Parteikampfes wird man auf eine höhere Warte erhoben, erkennt den eigentlichen, gottgewollten Sinn dieses Streits und lernt sich des Kampfes freuen, durch den die wichtigste Frage der Religion unter uns ausgetragen werden soll. Kähler ladet die „Bibelverehrer" ein zu einem „friedlichen Streit" mit denen, „die in nicht wenigem uns entgegenstehen," von denen aber „doch nicht wenige im Grunde auf dasselbe Ziel gerichtet" sind, „damit der Ertrag neuer Einsichten, neuer Weisen gewonnen werde" — denn „einfach zur alten Art und Weise zurückzukehren ist ein Ding der Unmöglichkeit" —, „das geschichtliche Gotteswort den Leuten wieder und immer mehr zur lieben Geistesheimat zu machen."

Der Blick auf den schweren Ernst sowie auf das gemeinsame Ziel führt dann zu Vorsicht, Schonung, Verständnis, wo bisher nur Aergernis, Erbitterung und Schaden zu Tage kam (67).

*) Unser Streit um die Bibel. Vorläufiges zur Verständigung und Beruhigung für „Bibelverehrer" von einem der Ihrigen, Martin Kähler, D. und Professor der Theologie. Zweite, unveränderte Auflage. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachfolger 1895. 78 S., 1,25 Mk.

Eben weil es ein so großer und tiefgreifender Streit ist, darf er nicht mit der „Hast“ geführt werden, „die meint, das erzwingen zu können“ (67), die auf der einen Seite ungeduldig gegen die Vorsichtigen eifert, die nicht schnell genug sind, sich alles Entbehrlichen zu entledigen und das Evangelium den Leuten von heute unanstößig zu machen, und auf der andern Seite im Verlangen nach dem „sichern Standpunkt,“ nach der „alten Fertigkeit der Lehre“ hinter sich werfen, was sie hörten, was sie vielleicht auch eingesehen hatten, oder ihre Ohren verschließen und ohne weiteres Kopfzerbrechen um das Einzelne sich zur Bibel ohngefähr in der alten Weise stellen, natürlich nicht ohne ein dunkles Gefühl der Unsicherheit. Diese kampfesscheue Hast des Wirkenstriebes, der sich durch solchen Streit im thätigen Christentum gehemmt sieht, will dann schnell, wo sich Abweichungen von der alten Lehre zeigen, Stillschweigen auferlegen, den uns von Gott beschiednen Streit kurzer Hand mit Gesetz und Gewalt beiseite schieben (77) oder das „Schiedlich, friedlich“ proklamiren. Aber:

So lange die Gründung auf die Schrift als auf Gottes Wort an seine Kirche und die Behandlung derselben von dieser Stellung aus uns nicht verschränkt wird, halte ich auf deutschem Boden kirchliche Scheidung für ein Verlassen des Postens (75).

Eine kirchliche Scheidung hat ja auch auf die Dauer gegen das Eindringen geistiger Strömungen nie geschützt.

So sollen wir die Zerwürfnisse als Prüfungsmittel aus Gottes Hand annehmen und den Kampf daher getrost führen, der „nicht einer leichtfertigen Willkürlichkeit einzelner Männer entstammt“; wir sollen ihm nicht verdrossen und verzagt den Rücken kehren, sondern sollen ihn mit nüchternem Blick auf die Aufgaben der Wirklichkeit, und darum auch ohne Groll, ausfechten und nicht die eigne Unsicherheit und Unklarheit durch Heftigkeit der Versicherung und Geräusch des Angriffs decken wollen (70 ff). Auch des hohen Gutes des Wortes Gottes in der Bibel müssen wir uns nicht nur als eines ererbten getrösten, sondern es immer neu erwerben, um es zu besitzen, und nicht uns an einer herkömmlichen Summe von biblischen Stoffen und einer überkommnen Schätzung und Behandlung der Schrift genügen lassen (71).

Die sichere Ruhe des großen Streits sollte auch nicht durch den Umstand unmöglich gemacht werden, daß sich die Laien daran beteiligen — es ist ja „gut, daß der Kampf um die Bibel allen Christen auf die Seele gelegt wird, denen ihr Christentum Herzenssache ist“ (6) —: nur ist deswegen um so dringender eine Klärung und deutliche Verständigung notwendig über das, was man verfechten will, damit es nicht zu einem wirren Handgemenge kommt, bei dem die meisten bald kaum noch wissen, wofür sie eigentlich streiten. Es sollten sich also die Bibelverehrer darüber verständigen, daß sie das Unentbehrliche ihres Glaubens an die Bibel zu folgenden Punkten zusammen fassen: 1. Die Bibel als Rechtsgrund unsers evangelischen Bekenntnisses wider die Priesterkirchen, aber auch gegen die Schwärmer; 2. die Bibel als Maßstab und Quell der öffentlichen Verkündigung; 3. die Unabhängigkeit jedes Christen in seinem Gebrauch der heiligen Schrift als des Gnadenmittels; 4. die Bibel als That- und Sachbeweis für die geschichtliche Offenbarung Gottes (12); daß sie dagegen „einstimmen in die Versicherung: wir streiten nicht für die sogenannte Verbalinspiration der Schrift, denn wir bedürfen ihrer nicht für den Glauben an die Schrift“ (28). Für einen rechtschaffnen zielbewußten Kampf gilt doch die Regel des Wandsbecker Boten: „Okkupire niemand ein Terrain, das er nicht souteniren kann.“

Man meine nur ja nicht, um siegesgewiß zu kämpfen, müsse man den Mund recht voll nehmen und den Gegensatz möglichst weit spannen (33).

Bei dem Streit um Verbalinspiration muß man sich das unausweichliche Entweder-oder klar machen: entweder sind die Untersuchungen der Richtigkeit biblischer Aussagen überhaupt vom Uebel; die Frage nach einem Irrtum in natürlichen und geschichtlichen Dingen darf für die Bibel gar nicht aufgeworfen werden; ihre Fehllosigkeit auch in allem für das Heil Entbehrlichen ist Glaubenssatz und Kirchengesetz — oder wir müssen erkennen, daß unsre Glaubensstellung zur Bibel mit jener Behauptung nichts zu thun hat (35). Warum aber wollen wir soviel Ballast in dem Rettungsboot der Verbalinspiration mitschleppen? Warum uns auf falsche Bürgschaften verlassen, wenn man sieht, wie oftmals schon dieser Rohrstab denen durch die Hand fuhr, die sich darauf stützten? Oder aber sollten wir mit so manchen positiven Theologen fortfahren, die Verbalinspiration zwar nicht zu lehren, aber ihre Verwerfung in vorsichtigen Ausdrücken zu umgehen? Dies Verfahren kann eine Zeit lang weise sein, aber „doch auch Gefahren in sich tragen und gerade den entgegengesetzten Erfolg haben, wenn der Verdacht gegen eine Hinterhaltigkeit erwacht; und mir will scheinen, daß das in ziemlichem Umfange sich so verhält, und daß man weithin zu weise gewesen ist. Jedenfalls kann und wird immer einmal die Stunde kommen, in der es nötig sein wird, jede Unklarheit zu beseitigen und vor ihr zu warnen. Und diese Stunde möchte jetzt gekommen sein“ (39). Nun aber steht es doch wohl so, daß auch die Bibelverehrer, wenn sie sich selbst recht verstehen, nicht eigentlich für die Wörtereingebung streiten, obwohl sie meinen, nur mit ihr streiten zu können (43); wofür gestritten wird, ist doch das Vertrauen zur Bibel als dem Worte Gottes. Darum dürfte es ihnen nicht gehen „um die Sicherheit knechtenden Gehorsams,“ „nicht um das Alter des Irrtums“ (62).

Nun muß sich Kähler freilich selbst fragen, ob, wenn darüber schon Einverständnis erzielt wäre, überhaupt noch Grund zum Streite vorläge; er muß sich fragen, ob jene vier Punkte, um die und für die allein gestritten werden sollte, wirklich die strittigen Fragen sind. Freilich, er wendet die Spitzen dieser Grundsätze auch scharf gegen die Modernen, gegen die „Schwärmer,“ denen der Glaube nur Erregung des Gemüts und jede Aussage seines Inhalts unzureichende Beschreibung ist, denen schon der Apostel Wort halb unzureichende Andeutung, halb theologisch verkehrende Verschlackung des Inhalts mit fremden Zusätzen ist (15); den Fortschreitenden, denen alles nur Wechsel und ewige Entwicklung ist, hält er das lebendige Wort entgegen, in die unwandelbare Schrift gefaßt, die Gestalt des ursprünglichen Christentums, die aller Anpassung der Christenheit an die Zeitverhältnisse ein festes Widerlager verleiht und die Einheit im Geiste verbürgt (17 ff); und mit denen, die in den biblischen Büchern nur die Urkunden für Stufen der Religionsgeschichte sehen, über die wir längst hinaus sind, beginnt er ehrlichen Krieg. Mit der Schrift in der Hand bekämpft er ferner die Lehrtyrannei der Willkür und will nicht den unerschöpflichen und unentbehrlichen Quell für das Zeugnis der Diener am Wort versanden lassen. Er will auch von der Bevormundung der Laien durch eine gelehrte Zunft und einer „Popularisirung“ der Theologie nichts wissen. Und viertens zählt er es zu dem offenbarenden Handeln Gottes, daß die Sammlung Alten und Neuen Testaments unsre Bibel geworden ist, und lehnt die Ansicht ab, daß wir Gott selbst und seine Meinung erst hinter der Hülle unzuverlässiger menschlicher Auffassungen und irrender menschlicher Meinungen hervorsuchen und uns in klarerer Gestalt vorhalten müßten. Der Inhalt der Bibel erweist sich vielmehr „der treuen, sichtenden und vergleichenden Arbeit der Kirche, wie er sich dem Herzen bezeugt, in seiner Herkunft aus der Offenbarung des Unfindbaren und Unerfindbaren“ (27). Und schließlich schlägt auch er den „Ton sittlicher Entrüstung“ an, indem er die Grenze angiebt, bis zu der mit den Gegnern verhandelt werden kann.

Wo das Walten des Menschensohnes und der Ursprung des Glaubens und des Zeugnisses, das ihn verheißt und ihn verkündet, von unten abgeleitet und in seinem Anspruch auf den Wert der Offenbarung des Truges und der Täuschung bezichtigt wird, da ist die Grenze erreicht, hinter der Nachsicht und Erklärung unverantwortlich würde. (74)

Ja, wären wir wirklich in der Auseinandersetzung der um die Bibel Streitenden schon so weit, daß allerseits bestimmt und bewußt die Grenze, der „Graben,“ da gezogen würde, wo Kähler ihn zieht: von oben her oder von unten her? Offenbarung oder natürliche Entwicklung? Möchte Kähler die „Seinigen,“ die Bibelverehrer, wirklich davon überzeugen können, daß das echte Vertrauen zur Bibel als dem Worte Gottes durch die Anerkennung nicht erschüttert wird, daß es bei ihrer Abfassung und

...mmlung „ganz menschlich hergegangen ist"; daß die Bezeich-...ng „Gottes Wort" sich nicht buchstäblich auf alles Einzelne ...wenden läßt, wenn man die Bibel in einzelne Stücke, und zwar ... Verse und Worte, zerlegt (24)! Möchten sie es verstehen ...nen, wenn ein Mann wie Kähler es ihnen nahe zu bringen ...ht, „daß eine einfache sachliche Auffassung des Geschichtlichen ... der Bibel ihrer Schätzung als Gottes Wort nicht entgegen-...ht" (24); daß „die Anwendung wissenschaftlicher Verfahrungs-...isen auf die biblischen Bücher" und zwar nach der Weise und ...t den Voraussetzungen der Gelehrten in der Theologie be-...chtigt ist; denn ganz abgesehen von unsrer Glaubensschätzung ... die Bibel ein zu wichtiges Altertum, als daß die Gelehrten ...f sie verzichten könnten (52).

So zaghaft wir aber auch nur die Hoffnung aussprechen ...nen, daß Kählers Begrenzung und Feststellung der strittigen ...agen von der Mehrzahl derer, zu deren „Verständigung und ...ruhigung" er schreibt, angenommen wird, so freudig dürfen ...r doch diese Taube mit dem Oelblatt begrüßen, die eine ehr-...e und segensreiche Beilegung des Streits nicht mehr so aus-...tslos erscheinen läßt. Dazu wird auch noch alles Uebrige ...nen, was diese tiefgründige Schrift beibringt in Bezug auf ... positive Bedeutung der Bibelkritik (52 f. u. a.), auf die ...twendigkeit der Behandlung dieser Dinge an den theologischen ...kultäten — vor den jungen Leuten, die man wegen dieser ...fahren nicht „übermäßig beklagen" sollte (58): „selten wird ...and der Kritik gewachsen sein, der nicht ihre Stärke einmal ...pfunden" (57) — auf die Gefahr, das kritische Laienurteil ... unterschätzen (57); auf die Unmöglichkeit von Vorschriften, ...rboten, Ordnungen über die Behandlung der Bibel u. s. w. ...rz, Kählers Streitschrift behandelt den ganzen Streit so ein-...nglich und nach so großen Gesichtspunkten, daß man mit ...annung einer auf die konkreten Einzelfragen eingehenden ...sführung dieses „Vorläufigen" entgegensehen darf.

2

Gerade durch das unbefangne Eingehen auf die strittigen ...zelfragen hat Professor Köhler*) in Erlangen das Vertrauen ... Bibelverehrer, das Kähler hoffentlich noch länger an sich ... fesseln versteht, schon in weitern Kreisen, wie es scheint, ver-...en. Viele können ja noch nichts andres als „Abfall" darin ...en, wenn ein gläubiger Fachmann die menschliche Entstehung ... Alten Testaments bestimmt behauptet und die Geschichtlich-...t des biblischen Schöpfungs- und Sintflutsberichts, überhaupt ... „Urgeschichte" preisgiebt. Er darf sich dann nicht wun-...n, wenn ihm heftig zugesetzt wird, und der dadurch ent-...ennende Streit kann dann freilich nicht in solcher vornehmen ...he geführt werden, in der Kähler über den Parteien stehend ...npft, pflegt dafür aber auch zu deutlicherer Aussprache zu ...iben. Und Köhler weiß in seiner „Verteidigung," die ...anzig Seiten mehr als der eigentliche Aufsatz über „Kritik ...s Alten Testaments" einnimmt, schweres Geschütz aufzufahren. ...hwerlich können die gewichtigen Sätze von Luther, Hofmann, ...elitzsch (schon vor 1852, lange vor seinem „Abfall"), Frank, ...olck, die er zu seinen Gunsten ins Feld führt, auf seine Gegner ... der bayrischen Landeskirche des Eindrucks verfehlen; — zu-...chst in Bayern, sagen wir; jede einigermaßen regsame Landes-...er Provinzialkirche muß ja jetzt ihren Bibelstreit für sich durch-...hten oder durchgefochten haben!

Auch Hofmann sagt von den ersten Blättern der Bibel:

> Was die heilige Schrift von der Urgeschichte der Menschheit lehrt, ...uht auf Ueberlieferung, von der sich fragt, ob sie der Wirklichkeit ...spricht.

Besonders charakteristisch und kraftvoll sind einige Sätze ...anks, die wir uns nicht versagen können, hier wieder-...geben:

> Der Nationalismus ist nicht bloß dazu dagewesen, daß Männer ...e Hengstenberg und Tholuck dagegen ankämpften, sondern auch zu ...n Zweck, daß unsre Augen besser als bisher für die natürliche ...nschliche Seite der Offenbarungsgeschichte und Offenbarungsurkunde

*) Ueber Berechtigung der Kritik des Alten Testaments ...n D. Aug. Köhler, Geheimem Rat, Professor der Theologie. ...langen und Leipzig, A. Deichertscher Verlag, 1895, 68 S. 1 Mk.

> geöffnet wurden, und daß wir erkennen lernten, wie viel schlechte Vernünftelei in den Folianten und Quartanten der altorthodoxen Dogmatiker steckt (45). Daß die heiligen Schriftsteller nicht schlechthin unfehlbar sind, darf man wohl, vorbehaltlich der Abweisung von Mißverständnissen, damit kombiniren, daß sie nicht ohne Sünde, an ihrem Teile noch nicht vollendet waren (vgl. Phil. 3, 12). Sie reden die Sprache ihrer Zeit und bewegen sich in den Bildungselementen ihrer Zeit. Sie darüber hinausgerückt sein zu lassen, behufs einer Untrüglichkeit in allen Stücken des Wissens und Könnens, wird niemandem bei gesunden Sinnen einfallen (45 f.). Die Auffassung unsrer Alten von der absoluten und schlechthinigen Wahrheit alles dessen, was geschrieben steht, kann nicht als Ausdruck der Stärke ihres Glaubens gelten. Und ich möchte die Verantwortung nicht auf mich nehmen, einen Christen zu lehren, daß der Glaube an die Heilswahrheit involvire den Glauben an die absolute Irrtumsfreiheit der heiligen Schrift, oder an die schlechthinige Irrtumsfreiheit der Kirche bei der ursprünglichen Sammlung der Schrift (46). Es giebt eben eine menschliche Konsequenz, die mit ihren Schlußfolgerungen die göttliche Weisheit meistert und vergißt, daß Gottes Gedanken höher sind als unsre Gedanken;... [der göttlichen] Thorheit nachschauen und sie begreifen ist mehr wert, als sie mit kurzsichtigem Raisonnement korrigiren. Sonst läßt Gott wohl, wie das Beispiel unsrer alten Theologen in diesem Falle beweist, die gerühmte Konsequenz mit dem Kopfe so an die Wand rennen, daß es ihr dadurch wenigstens erleichtert wird, künftig die Augen besser aufzuthun (46 f). Auf den oberflächlichen Einwurf, der stumpfen Geistern überaus einleuchtet, sind wir gefaßt: wo bleibt die Konsequenz? Gebt ihr erst der Kritik den kleinen Finger, so nimmt sie die ganze Hand! Wenn ihr erst einmal irgend welche Irrungen in der heiligen Geschichte zugesteht, wo ist dann ein Anhalten? Nun, das ist eben die brennende Frage, die wir meinen. Wenn die gläubige Theologie unsrer Tage ihr aus dem Wege geht, statt sie anzufassen und zu lösen, so wird sie dem Andrang der schlechten, geschichtswidrigen Kritik zu widerstehen nicht vermögen (47). Die gläubige Gemeinde wird sich daran gewöhnen dürfen, nach dieser Seite mehr zu vertragen, als sie bisher gewohnt war, und es ziemt der Dogmatik nicht hier von vornherein Grenzen zu ziehen (ebda.). Und schließlich: Es ist ein Zeichen von Geistesstumpfheit, wenn man den Schatz und die Gefäße nicht zu unterscheiden weiß; aber es ist ein Zeichen von Leichtfertigkeit, wenn man den Schatz mißkennt und preisgiebt im Hinblick auf die irdenen Gefäße (49).

Das sind merkwürdigerweise die letzten Zeilen, die der voriges Jahr verstorbne Frank für die Oeffentlichkeit geschrieben hat!

Nun gehört es ja zu den häßlichen Gepflogenheiten auch unsrer kirchlich theologischen Kämpfe, daß man eine derartige Berufung auf hervorragende Zeugnisse als ein „Sichverkriechen" hinter Autoritäten verächtlich zu machen sucht, und zwar auch gerade auf der Seite, wo man doch so großes Gewicht auf Autorität legt. Aber es ist nicht nur das gute Recht von Angegriffnen, vor allem derer, die sich ihre innerlichste Christenehre, ihren Glauben, anzweifeln lassen müssen, sich auf die unzweideutig kundgegebne Ueberzeugung solcher Männer zu stützen, die doch immer noch in den gläubigen Kreisen als Autoritäten gelten; es ist vielmehr geradezu Pflicht, mit allem Nachdruck eine immer noch weit verbreitete Annahme, die gerne „Legende" werden möchte, auf ihren Unwert zurückzuführen, daß es nämlich nur mutwillige, ungläubige, meist sehr „jugendliche" Kritiker seien, denen man all diese Beunruhigung um Gottes Wort in kirchlichen Kreisen zu danken habe. Eben deswegen ist es, meine ich, Pflicht, jene klaren Vota kirchlich angesehener Theologen, die von ihren Freunden am liebsten totgeschwiegen würden, der Vergessenheit zu entreißen; es ist Pflicht um dieser Theologen selbst willen, denen man ja von andrer Seite schon den Vorwurf zu machen beginnt, daß sie zu bekannten großen Kundgebungen wider die Kritik opportunistisch schweigen, obwohl sie die richtigere Einsicht besäßen; nein, wie die Verstorbnen Hofmann und Frank, Kahnis und Delitzsch, Geß und Grau (vgl. dazu Sp. 27 f., Nr. 2, Jahrg. 1895), so haben die Lebenden, Männer wie Kähler und Schlatter, Cremer und Nathusius, Volck und Köhler*) ihres theologischen Lehramtes auch außerhalb der Hörsäle gewartet und auch in Bezug auf die Schriftfrage die erkannte Wahrheit nicht verschleiert. Aber ihre Freunde sind bei diesen unbequemen Wahrheiten langsam gewesen, zu hören. Und das ist ein Zeichen der Vergiftung unsrer Kämpfe, daß man jetzt in solchen Zusammenhängen kaum noch von Wahrheit

*) Dazu kommen unter anderm auch noch die Professoren Heinrici und Haußleiter, die je in einer Predigt, also zur Erbauung der Gemeinde die große Frage ernst und klar im Sinne obiger Zeugnisse behandelt haben. Vgl. Dein Wort ist meines Fußes Leuchte. Predigt am 63. Jahresfeste der Leipziger Bibelgesellschaft am 10. Februar in der Nikolaikirche gehalten von D. G. Heinrici. Leipzig, Wallmann, 1895. 16 S.

und Wahrhaftigkeit reden kann, ohne auf jenes ironische Lächeln gefaßt sein zu müssen, das da sagen will, man könne an die Echtheit des Wahrheitsstrebens in der kritischen und modernen Theologie nicht recht glauben. Daher unterlasse ich es, einige gute an die Wahrhaftigkeit und Anerkennung geschichtlicher Wahrheit appellirende Sätze von Volck und Köhler anzuführen, und setze nur noch den Schlußsatz von Köhlers Schrift her:

Die Ergebnisse einer irrenden Kritik werden nicht durch die Dogmatik, sondern nur durch eine schärfer eindringende und richtigere Kritik widerlegt. Daher nicht Verwerfung der Kritik, sondern Kritik wider Kritik!

Uebrigens scheint Köhler und seine Anschauung auf der Pastoralkonferenz der diesjährigen Nürnberger Festwoche mehr gerechtfertigt als verurteilt hervorgegangen zu sein; denn Gymnasialprofessor Engelhardt hielt dort einen Vortrag über dasselbe in der Luft liegende Thema: „Der Glaube der Kirche und die Aufgabe der Kritik gegenüber der heiligen Schrift des Alten Testaments“ und vertrat darin die gleichen Grundsätze und prinzipiellen Anschauungen wie Köhler und rief den Gegnern zu, daß mit einem allgemeinen Verdammungsurteil, mit der Forderung von Absperrungsmaßregeln nichts geholfen sei. Es sei doch festzuhalten, daß es in der Kirchengeschichte keine Verirrung giebt, die nicht irgend ein Stück Wahrheit zu ihrer Berechtigung in sich hätte. Ja, er geht wie Köhler so weit, die Möglichkeit, daß Jesus, der sündlos, aber nicht allwissend war, das Alte Testament unrichtig beurteilt habe, zuzugestehen, oder behauptet vielmehr, diese Möglichkeit sei von der evangelischen Kirche zugestanden. „Die Kirchenlehre darf keine Schranken bilden für die Prüfung des Alten Testaments. Die Kirche der Reformation sollte wissen, daß die Kritik der Kirche vielmehr immer notwendig, vorübergehend beschwerlich, niemals schädlich ist.“ Und nach dem Referat, dem wir hier folgen, hat dieser Vortrag mit seinen Thesen im wesentlichen Zustimmung seitens der Konferenz gefunden; Professor Volck aus Dorpat betonte dabei, daß die positive Theologie viel versäumt habe: „Wir sind Jahrzehnte lang schlafen gelegen auf traditionellen Anschauungen; da sind wir jetzt durch die Resultate eines Wellhausen aufgerüttelt worden; ich freue mich dieses lebendigen Kampfes.“ G v R

Vom heiligen Berge Athos

Ph. Meyer, Die Haupturkunden für die Geschichte der Athosklöster. Leipzig, Hinrichs, 1894. 10 Mk.

2

Den Lesern dieser Zeitschrift ist Philipp Meyer ja schon gelegentlich näher getreten, durch seinen Aufsatz über „Die Ketzertaufe und die orthodoxe Kirche des Orients,“ Jahrg. 1892. Er ist Direktor des Predigerseminars auf der Erichsburg in Hannover. Zuvor war er mehrere Jahre deutscher Prediger in Smyrna und hat es dort verstanden, sich eine allseitige Kenntnis nicht nur der Zustände, sondern vor allem auch der Geschichtsquellen der Kirche des hellenischen Orients zu erwerben. Er ist unzweifelhaft gegenwärtig einer der gelehrtesten und sachkundigsten unter denen, die sich mit der eigentümlichen, so rätselhaft fremdartigen und doch so hochinteressanten und ehrwürdigen Form von Christentum, die sich im Orient erhalten hat, wissenschaftlich beschäftigen. Neben der griechischen Form, die ihm aufs intimste bekannt ist, steht ja noch die russische. Und die letztere ist wichtiger, wenn man die weltgeschichtliche Bedeutung der „Orthodoxie“ (schlechtweg so bezeichnet die orientalische Kirche selbst ihre Glaubenshaltung) feststellen will. Es fehlt der russischen Kirche unter uns noch an einem gleich feinsinnigen, gerechten, seinen eignen evangelischen Standpunkt nie vergessenden und ihn doch immer maßvoll geltend machenden Forscher. Diejenigen, die Rußland aus eigner Anschauung kennen, wie die baltischen Deutschen, sind ja mit nur zu vielem Rechte tief verbittert. Wer aber nur nach litterarischen Quellen arbeitet, wird leicht in eine etwas abstrakte Betrachtung geraten. Auch muß man Theolog sein, um kirchliche Gestaltungen voll würdigen zu können. Alles trifft bei Philipp Meyer in der schönsten Weise zusammen. Er hat von Smyrna aus die Hauptorte, wo hellenisches Christentum heimisch ist, besucht. Auf dem „heiligen Berg“ ist er wiederholt längere Zeit gewesen. Eine reife Frucht seiner Forschungen in den dortigen Bibliotheken ist das Buch, in dem er die Haupturkunden der Geschichte der Klöster gesammelt hat. Die meisten dieser Urkunden (die älteste stammt aus der Zeit um 970) sind von ihm zum erstenmale herausgegeben. In gelehrten, fesselnden Einleitungen hat er sie ins Licht gerückt und an ihrer Hand die Geschichte von Hagion Oros skizzirt.

Es wäre nicht am Platze, wenn ich in dieser Zeitschrift den Gesamtinhalt des Meyerschen Buches reproduziren wollte. Wie viele Leser würden an den Wechselfällen der Geschichte dieser Mönchsrepublik sich innerlich zu beteiligen vermögen? Es gehören auch manche Vorkenntnisse dazu, um sich in der Kürze darin orientiren zu lassen. Aber es wird vielleicht willkommen sein, wenn ich nach dem Buche einige Mitteilungen mache über eine besondre Art von Mönchtum, die der heilige Berg erzeugt hat oder gerade gegenwärtig beherbergt. Die eigentliche Grundform des Mönchtums — die sich, zuerst in Aegypten, etwa seit der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts bildete — ist das Anachoreten- oder Eremitentum. Der Mönch lebte „einzeln,“ das besagt schon das griechische Wort, aus dem sich unser deutsches „Mönch“ gebildet hat. Er hatte die Welt verlassen, nur für Gott und die ewige Hoffnung des Christen lebte er jetzt schon wie die Engel im Himmel, bloß der Betrachtung der seligen Geheimnisse gewidmet. Seinen Unterhalt beschränkte er auf das Notdürftigste, Fasten war eine der großen Hauptsachen neben dem Gebet. In den mannichfachsten Modifikationen im einzelnen hat sich das Leben der „Abgesonderten“ (= Anachoreten) gestaltet. Man konnte die Wüste (eremos, davon „Eremiten“) aufsuchen oder auch das Waldversteck, die tote arme, oder aber die heimlich stille, die unbefleckte Natur. Man konnte selbst in den Städten bleiben, wenn man sich nur einen stillen Winkel zu sichern wußte. Die einen wurden Wunderlinge, die das übermenschliche Leben sich vorstellten wie bloße Vernachlässigung aller menschlichen Interessen. Sie verachteten nicht nur das Sinnliche, sondern auch das Sinnige, ja alle humane Form. Die „Engelgleichheit“ hatte dann nicht selten eine merkwürdige Aehnlichkeit mit günstigenfalls harmloser Tierartigkeit. Andre hielten sich auch als Mönche für berechtigt und verpflichtet „Menschen,“ zu bleiben; sie trachteten in Wahrheit den Geist zur Herrschaft in sich zu bringen und letztlich nur den Begierden zu wehren. Sie sind oft die wahrsten Typen von Selbstlosigkeit und Liebenswürdigkeit, von Einfalt im rechten Sinne geworden. Indem sie sich den Leidenschaften der Welt entfremdeten, konnten sie doch ein offnes Herz für die Menschen, wenn nicht für ihre Freuden, so doch für ihre Schmerzen und Sorgen bewahren. Sehr bald hat das Mönchtum Gemeinschaftsformen angenommen. Das ist im Gegensatz zum Anachoretenoder Eremitentum das sogenannte Koinobitentum (koinos bios, gemeinsames Leben). Der Kirchenvater Basilius der Große, Bischof von Cäsarea in Kappadozien (im innern Kleinasien), gestorben 379, hat diese letztere Art von Mönchtum besonders empfohlen und verbreitet. Er übersah nämlich nicht, daß das Grundgebot der Liebe im Christentum nicht nur auf Gott, sondern auch auf den Nächsten sich bezieht. Wer Gott über alles lieben will, muß sich freilich von der Welt lösen und überall nur seiner gedenken. Allein diejenigen, die darin gleichgesinnt sind, die darin sich gleichen wie Brüder, die mögen, ja sollen bei einander sein, um sich gegenseitig zu fördern und zu helfen beim Vergessen dessen, was um Gottes willen vergessen werden muß. Dem Basilius schwebten geistliche Brüdergemeinden als Ideal vor, die in gemeinsamem Hause oder doch in gemeinsamer Umfriedigung, auf gleichem Hofe, in Kolonien lebten. Sie sollten durch Ackerbau und Handarbeit ihren Unterhalt sich beschaffen, alles ganz einfach, alle Beziehungen unter einander geregelt durch Liebe, Sittigkeit, alleinige Freude an Gott, am Kultus. Das Ideal des Basilius hat nicht ausschließlich gesiegt in der orientalischen Kirche, vielmehr hat sich das Anachoretentum daneben auch stets erhalten. In der orientalischen Kirche giebt es nicht wie in der römisch-abendländischen eine Vielheit von „Orden.“ Vielmehr giebt es bis jetzt im

ientlichen nur den Unterschied der gemeinsam oder einsam enden Mönche. Die erstern, die Koinobiten, die eigentlichen ostermönche, haben im Grundsatz alles gemein. Eigentum nicht der Einzelne, sondern nur die Gesamtheit. Ein großer önch des beginnenden Mittelalters, der bedeutendste unter Vorstehern des altberühmten Klosters Studion in Kon- tinopel, Theodor der Studite, ging soweit, daß er dem inobiten nicht einmal eine eigne Kleidung zugestand; er bst pflegte aus dem Raum, wo abends die Kleider abgelegt rden, nach dem Aufstehen sich meist das schlechteste zu wählen. ine Klosterorganisation wurde zumal auch für den Athos rbildlich. Aber gerade in der heiligen Berggemeinde hat sich neben den andern, alten Formen, seit etwa dem Ende vierzehnten Jahrhunderts eine ganz eigentümliche Art Mönchtum, genauer gesagt von Koinobitentum, heraus- ildet, das man das idiorrhythmische zu nennen pflegt (idios thmos, eignes Maß, eigne Regel). Das ist eine Klosterver- sung, die dem Einzelnen seinen Besitz läßt und ihm gestattet, sein Leben, abgesehen vom gemeinsamen Kultus, darin zu talten, wie es ihm recht dünkt. Natürlich bleibt doch ein neinsames Ideal bestehen, aber dasselbe ist blasser, freier als alte. Die Hauptsache ist die Ehelosigkeit. Nicht erst der iorrhythmie eigen, von ihr doch aber besonders getragen, ist Bildung kleinerer Kreise von Jüngeren um einen geistlichen ter. Solche „Familien" leben in den Klöstern beinahe so ständig für sich (etwa auf geschlossenem Korridor) wie Fa- ien in der „Welt." Aber man ist doch außerhalb der Welt. nn das bleibt nach von dem alten Ideal, daß des Lebens halt letztlich nur der Gottesdienst ist. Und gerade auf dem hos ist man ja auch thatsächlich der Welt entrückt. Der idior- thmische Mönch empfindet und würdigt es nicht anders als streng koinobitische oder anachoretische, daß weite Meeres- chen ihn hier trennen von allem sonst bewohnten Lande. ch ihn umfängt die Stille der Wälder, auch sein Ohr ver- mt nichts vom Lärm der Städte, von der Luft weltlicher ste. Nur gottesdienstliche Gesänge und vielleicht das ewige d der Brandung tönen hinein in sein Gemach. So mag er h den Frieden des Klosters genießen, wie andre, die herber mit Bezug auf die Entsagungszumutung, die sie an sich len. Meyer schreibt über dieses idiorrhythmische Mönchtum, eigentümliche Erzeugnis der heiligen Berggemeinde, das urgemäß heftige Streitigkeiten erzeugt hat, sich aber doch t der kirchlichen **Anerkennung als berechtigte Form** er- ut, das Folgende:

Etwa um 1400 beginnt eine neue, noch nicht genügend klargestellte oche des griechischen Mönchtums, die auch noch nicht abgeschlossen ist vielleicht über das alte Ideal hinausführen wird... Man gestattet Mönchen Eigentum zu haben... Jeder Besitzende lebt in dem Kloster sich und sammelt um sich jüngere Mönche zu einer geistlichen Familie, en Haupt er ist... Mit dem Eigentum aber hält das sittliche en der „Welt" seinen Einzug in das Kloster... Die sittlichen Auf- en der Erziehung treten an die Aeltern heran, der Gehorsam der ngern ist nicht mehr die religiöse Disziplin, sondern der sittliche Ge- sam gegen das Familienoberhaupt. Damit ändern sich auch die ziehungen aller Mönche des Klosters zu einander... Auch dem gerlichen Leben außerhalb des Klosters kann man sich nicht entziehen. ht nur im Interesse des Klosters wie bisher, sondern auch im eignen ibt der besitzende Mönch mit der Außenwelt in Verbindung. Mit Eigentum findet auch die Kultur ihren Weg in das Kloster. Luxus Weltleben sind eingedrungen, aber auch Interesse für Bildung und ssenschaft, für die Aufgaben der Kultur, für die Nationalität. Die che ist den idiorrhythmischen Klöstern ... ihrer Tradition getreu aufs härfste entgegengetreten. Sie hat in ihnen eine Verweltlichung des nchtums gesehen. Dazu mochte sie auch namentlich in den ersten ten Recht haben. Die idiorrhythmischen Klöster haben vielfach den fall des Mönchslebens verschuldet. Die Freiheit war zu groß, Uebergang zu plötzlich, die Mönche nicht reif, die höhere Stufe ich zu verarbeiten. Erst vom letzten Jahrhundert an, gewiß aber unsrer Zeit zeichnen sich ... die idiorrhythmischen Klöster durch ihr eres sittliches Gepräge aus.... Dort sind die Mönche Persönlich- en, dort hat man Interesse für die Wissenschaft, soweit das die gemeinen Verhältnisse des Orients zulassen, dort treibt man vater- dische Politik, dort trifft man auf feines, würdiges Benehmen....

Man darf begierig sein, die Rückwirkungen dieses Mönch- ns auf die Ideen des Volkes vom christlichen Ideale sich wickeln zu sehen. Meyer glaubt und erwartet, daß die idior- thmischen Klöster einmal die Männer liefern werden, die der

orientalischen Kirche die sittliche Art des Evangeliums tiefer und reiner werden verständlich machen, als es ihr verständlich ist.

F Kattenbusch

Die Probejahre im Jesuitenorden

Erinnerungen aus meinem Leben

Nicht weiß ich, wie ich mich hineingewunden,
So war ich ganz vom tiefen Schlaf berückt,
Zur Zeit, da mir der wahre Weg verschwunden.
Dante, Hölle I, 10 ff.

1

Vor achtzehn Jahren saß ich in einer Klosterzelle und trug meine geheimsten Gedanken und Gefühle in das schwarze Tagebuch ein, das ich jetzt mit zitternder Hand wieder aufschlage. Idealisten meinen, das Tagebuch sei der beste Freund — man könnte aber auch sagen, es ist ein Grab, in dem wir unser Leben stückweise beerdigen. Vielleicht aus diesem Grunde bleibt uns dies traurige Grab recht teuer, teuer, wenn auch aus seinem Moder nur Schattenbilder aufsteigen. Nicht Haß und Feindschaft läßt mich heute „auf halbem Weg des Menschenlebens" dieses Grab aufwühlen und die schlummernde Vergangenheit wachrufen. Wahrheitsgetreu will ich Erlebnisse und Gefühle schildern, deren ich freilich ein gut Teil jetzt verabscheuen muß. Seid ihr mir zunächst gegrüßt, ihr lieblichen Klänge meines Jugendtraums.

O! still, laß mich
Der Stimme lauschen,
Mich dünkt, ihren Klang
Hört ich als Kind...

In einem romantischen Lande, das in seinem Wappen einen weißen Engel trägt, habe ich mein Kindesalter verlebt. Lieder wiegten mich zum Schlafe ein, Lieder weckten mich zum fröhlichen Lebensgenuß. Eine etwas abergläubische und mit poetischem Zauber angehauchte Frömmigkeit sog ich mit der Muttermilch ein. Als ich einmal als zehnjähriger Junge in einer mondhellen Nacht betete, erblickte ich eine phantastische Erscheinung: eine große, goldne Kugel rollte über den gestirnten Himmel und verschwand am andern Ende des Firmaments, und gleich darauf deckte ein riesiges blaues Gewand den Mond und die Sterne, und in seinen Falten erkannte ich die Gestalt der Mutter Gottes mit dem Jesuskinde auf dem Schoße. Ein heiliger Schauer durchzuckte meine Glieder. Die Erscheinung blieb eine kurze Weile in der Luft schweben, stumm und unbeweglich, wie jenes Bild, vor dem ich in der Kirche zu beten pflegte, und dann löste sie sich in einen blauweißen, durchsichtigen Nebel auf.

Aehnlich war das Ende meiner phantastisch-pietistischen Schwärmerei. Meine Eltern siedelten nach Deutschland über, ich begann die Gymnasialstudien, und bei der ersten Berührung mit der nüchternen Wirklichkeit zerrannen meine Ideale gleich dem Nebelbild. An die Stelle der verschwundnen Luftschlösser trat eine trostlose Leere, eine Tabula rasa. Meine teure Mutter grämte sich und weinte über mich und bekannte mir unter Thränen, sie werde sich nicht eher beruhigen, als bis ich das Jesuitenkleid angezogen habe. Nach langem Widerstreben und noch längerm Zögern erfüllte ich diesen Wunsch meiner Mutter — ihr zuliebe. Mit innerm Widerwillen meldete ich mich, damals ein achtzehnjähriger Jüngling, beim Pater provincialis, d. h. beim Vorgesetzten aller Jesuitenklöster der betreffenden Provinz, und wurde von ihm an vier ältere Patres gewiesen zur Prüfung meiner Kenntnisse, meiner Begabung, meiner Gesinnung und meiner Familienverhältnisse. Die Jesuiten behaupten, daß die Mitglieder der „Gesellschaft Jesu" mit drei S versehen sein und beim Eintritt wenigstens die Anfänge derselben mitbringen müssen. Diese drei S sind: sanctitas, sapientia, sanitas (Heiligkeit, Weisheit, Gesundheit). Dagegen meinen die Jesuitenkenner, es genüge, wenn ein Jesuitenkandidat mit einem der drei D versehen ist, und die heißen: divitiae, decor, doctrina (Reichtum, Schönheit, Gelehrsamkeit). Und in der That — ein einziges D ersetzt manchmal alle drei S und wird dafür in Zahlung genommen. Ich selbst habe manchen alten Lebemann, manchen

brustkranken, lahmen, buckligen Jüngling gesehen, der wegen seines Reichtums oder seiner Naturgaben mit offnen Armen aufgenommen wurde. Mich empfahlen gute Schulzeugnisse und die gut bestandne Prüfung. Da jedoch mein Vater als Gesang- und Musiklehrer kein Vermögen und keine Altersversorgung hatte, so verlangte man von ihm bei meinem Eintritt eine schriftliche Verzichtleistung auf etwaige Unterstützung von mir oder von der Gesellschaft Jesu. Mit Entrüstung hat er diese widernatürliche Forderung zurückgewiesen, und es wurden bereits alle Verhandlungen abgebrochen. Aber meine Mutter nahm Zuflucht zu einer „frommen List“: sie ließ die verlangte Verzichtleistung durch meinen Bruder, der den Vornamen meines Vaters führte, ausstellen und brachte mich selbst zu dem Kloster. Ein Kuß, ein kurzer Händedruck ohne Worte — und ich stand allein vor der großen, gelbgestrichnen Klosterpforte, in deren Mitte die goldumstrahlte Inschrift prangte †IHS (Jesus Christus Salvator).

Als einmal der berühmte Jesuitenmäzen, König Siegmund III. von Polen, der die Söhne Loyolas verschwenderisch beschenkt hatte, seinem Reichskanzler Johann Zamoyski diese Inschrift zeigte und über ihre Bedeutung von ihm Auskunft verlangte, da erwiderte der kluge Diplomat, der die königliche Freigebigkeit stillschweigend mißbilligte: „Majestät, JHS heißt auf Latein: Jesuitae habent satis“ (Die Jesuiten haben genug)! Mir war das Vermögen des Ordens und sein sorgloses, bequemes, ja genußreiches Leben durchaus gleichgiltig. Ich sah hinter dieser Pforte ein unfreies, sklavisches Heucheln und Kriechen, eine unsägliche Qual, ein lebenslängliches Gefängnis! Ich las in dem stolzen Wappen der „Gesellschaft Jesu“ das Dantische: Per me si va nella città dolente, die Inschrift seiner Höllenpforte:

Durch mich gehts ein zur Stadt der ewgen Qualen,
Durch mich gehts ein zum wehevollen Schlund . . .*)

Und doch betrat ich die verhängnisvolle Schwelle. Der Noviziat oder die beiden Probejahre umfassen eine zweifache Prüfungszeit. Die Probatio prima dauert ungefähr vier Wochen und besteht lediglich in einer scharfen Beobachtung des betreffenden Aspiranten nach seinem ganzen Benehmen. Nicht nur das erfahrene Auge des Vorgesetzten wacht über ihm, sondern er bekommt auch einen ältern, zuverlässigen Novizen als den sogenannten „Schutzengel“ (Angelus), der ihn überall begleitet und nach der vom Vorgesetzten erhaltenen Instruktion ihn belehrt, unterhält und ausforscht. Ihm liegt es auch ob, die wenigen Wochen seinem Pflegebefohlenen recht angenehm zu machen. Mich verstand man auch zu gewinnen. Der kleine Zigarettenvorrat, den ich durchgeschmuggelt, und von dem ich nur heimlich geraucht hatte, war bald erschöpft. Aber siehe! an dem Tage, an dem ich mein peinliches Darben angefangen habe, bringt mir mein „Schutzengel“ ein größeres Päckchen feinen Rauchtabaks mit dem sinnreichen Spruch: Laudate Dominum in nubibus! (Lobet den Herrn in den Rauchwolken.) Man kann sich meine Ueberraschung denken. Die Schuppen fielen mir von den Augen, und ich sah zum erstenmal an den Schultern meines mir bis dahin verhaßten Begleiters Engelsflügel.

Die Probatio secunda**) beginnt am Tage der feierlichen Einkleidung mit dem Ordenshabit und dauert zwei Jahre. Ihr Zweck ist lediglich die geistliche Askese, eine intellektuelle, sittliche und äußerliche Umwandlung des Menschen. Die schwarze Ordenskutte ist ein Sinnbild der Anlegung „des neuen Menschen,“ die während des Biennium***) vor sich gehen soll. Bald mußte ich mich volens nolens nach der Decke strecken und prägte zu allererst den äußern Jesuitentypus in mir aus. Es ist merkwürdig, daß der erste Schritt unter der Leitung der be-

*) Dante, Hölle III, 1 f.

**) Es giebt überdies eine Probatio tertia, die erst nach der Priesterweihe und nach absolvirtem Studium gewöhnlich unmittelbar vor Ablegung der öffentlichen Gelübde (Professio quatuor vel trium votorum) mitgemacht werden muß. Wesentlich unterscheidet sie sich nicht von der Probatio secunda.

***) Während zweier Jahre.

D H

rühmten Meister des geistlichen Lebens — in der äußer Dressur besteht! Die Methode ist zwar nicht gänzlich unbe gründet, denn es wirkt ja der Körper auf den Geist kra innerer Einheit des Menschen; aber sie ist unsittlich, weil si zur Heuchelei und Scheinheiligkeit führt, sie ist widernatürlic weil sie Blumen ohne Wurzel, Schale ohne Kern hervorzu bringen sucht. Die Regulae modestiae des Jesuitenordens lege dem Novizen sofort nach seinem Eintritt eine Zwangsjacke an indem sie jede Körperbewegung genau vorschreiben. Die Händ sollen unter der Brust unbeweglich ruhen, die Augen gesen sein, der Kopf sich nach vorn neigen, der Gang soll leise un gemessen sein, auf den Lippen und dem ganzen Gesichtsausdru sollen sich Friede und Freude abspiegeln. Fördernd wirkt hier die Abgeschlossenheit des Noviziats (Separatio), das Bei sammensein der Novizen und gemeinschaftliche Verrichtung alle Uebungen (Vita communis). Jeder Verkehr mit allen Nicht novizen war streng verboten. Der Noviziat bildete eine gänz lich abgeschlossene Gemeinde mit eignem Vereinssaal (Asceterium und Schlafsaal (Dormitorium), mit eignem Platz in der Kirche in der Hauskapelle und im Refectorium. Niemals durfte de Novize das Asceterium allein verlassen, überall mußte er sic von einem ihm durch den Novizenaufseher (Manuductor) be stimmten Socius begleiten lassen. Das Amt des Manuducto bekleidete ein Novize, der sich als treuer Berichterstatter bereit ausgezeichnet hatte. Er war die rechte Hand des Novizenmeisters ohne seine Erlaubnis durfte der Novize weder jemanden an reden, noch sich entfernen, ja nicht einmal seinen Platz verlassen Kein Gebet und keine Arbeit, keine Erholung und keine Mahl zeit durfte eher beginnen, als der Manuductor klingelte un mit feierlicher Stimme meldete: Ad majorem Dei gloriam e beatissimae Virginis Mariae honorem: meditatio, labores etc (Zur wachsenden Ehre Gottes und der seligsten Jungfrau Maria Betrachtung, Messerputzen, Mittagessen u. s. w.) Mindesten zwanzig Mal täglich ertönte diese Stimme, der man sofort unverzüglich, wie der Stimme Gottes folgen mußte, wenn ma auch mit halb rasirtem oder gar eingeseiftem Gesicht erscheine sollte. Geweckt wurden wir um 4½ Uhr. Einige Minute vor 5 Uhr besuchten wir das in der Hauskapelle aufbewahrt Sanctissimum und beteten kniefällig vor dem Tabernakel, wa im Laufe des Tages siebenmal wiederholt wurde. Von 5 bi 6 Uhr kniete jeder Novize vor seinem Pult im Asceterium un verrichtete die „Betrachtung“ (Meditatio). Es ist eine Ar stillen Gebetes, das aus einer Einleitung, einer Haupthandlun und einem Epilog besteht. Zur Einleitung gehören drei Prae ludia: 1. Lesen des zu betrachtenden Textes; 2. phantastisch Vorstellung des Schauplatzes (Compositio loci). War z. B. de Tod das Thema der Betrachtung, so stellte man sich sein eignes Sterbebett vor die Augen, war es die Geburt oder die Kreuzi gung Jesu, so versetzte man sich in Gedanken nach Bethlehem oder nach Golgatha;*) 3. ein kurzes Gebet um Erleuchtun und Beistand. Nun folgt der eigentliche Kern. Der Stof war in zwei oder drei Teile (Puncta) zerlegt, die man einzeln betrachtete, und zwar in der Weise, daß man zuerst die be treffende Wahrheit mit dem Verstande möglichst vielseitig er faßte, um ihre ganze Fülle auf sich wirken zu lassen. Dann erwog man und überlegte sie mit der Vernunft, um sich in sie zu vertiefen und eine klare Ueberzeugung von ihrer Not wendigkeit zu gewinnen. Darauf ließ man sie vom Willen erfassen und von dem Herzen liebgewinnen. Zuletzt sucht man die Frucht dieser Betrachtung in einen praktischen Vorsa zusammenzufassen, den man in seinem Notizbuch aufzeichnete.

Nach der Meditatio verrichteten wir eine viertelstündige Re flexio, d. h. eine Uebersicht der soeben beendigten Betrachtung um zu erkennen, welche Fehler man während dieser Stunde be

*) Wenn diese anschauliche Darstellung nicht nur als zweites Prae ludium, sondern als die eigentliche Betrachtung die ganze Gebetsstund ausfüllt, heißt sie Contemplatio. Diese pflegt auch mit der Applicati sensuum (Sinnenanwendung) verbunden zu werden. Dabei soll ma z. B. mit den Augen die Verdammten betrachten, die Tiefe und di Länge der Hölle messen, mit den Ohren das Aechzen, Stöhnen un Fluchen belauschen, mit dem Geruch den Schwefelduft riechen, mit de Gaumen die Bitterkeit der Höllenqual schmecken, mit dem Tastsinn al Folter der Vermaledeiten mitempfinden.

angen, und welche Mittel man anwenden solle, um künftighin mehr Frucht zu bringen. Dann wohnten wir einer Messe bei, und nach dieser so reichlich genossenen geistlichen Speise nahmen wir das leibliche Frühstück, selbstredend nicht ohne die übliche Benedictio und Gratiarum actio. Nun wurde vom Pater Magister Novitiorum die tägliche Konferenz oder Auslegung der Ordensregeln abgehalten. Eine Bibelerklärung hatten wir nicht, es war sogar verboten, das Alte Testament zu lesen, und aus dem Neuen Testament waren die Briefe Pauli als nicht empfehlenswert bezeichnet. Nach der Konferenz verrichteten wir die Labores: ein allgemeines Putzen, Kehren, Räumen begann. Den Bequemen wurden die schwierigsten Arbeiten auferlegt, den Ehrgeizigen die niedrigsten und schmutzigsten, den Eigensinnigen bald diese, bald jene Arbeit befohlen, um ihre böse Gewohnheit gründlich zu entwurzeln. Nach den Labores folgte die Lectio spiritualis, ein geistliches Lesen, dann ein dreiviertelstündiger Unterricht im Latein und endlich das Examen generale, eine allgemeine Gewissensprüfung über den bereits vergangnen halben Tag.

Nach dem Mittagstisch und nach der darauffolgenden Unterhaltung (Recreatio) wurde auch eine besondre Gewissensprüfung (Examen particulare), ein ausgezeichnetes Mittel der Jesuitenaskese abgehalten. Ihr Zweck ist, die Lieblingssünden zu überwinden und gute Gewohnheiten oder Tugenden (Habitus) sich anzueignen. Zuerst wird die Lieblingssünde mit Hilfe des Novizenmeisters rekognoszirt. Da aber jede Sünde eine mehrköpfige Hydra ist, so muß man ihre Häupter einzeln aufs Korn nehmen und einzeln bekriegen, und zwar nach dem Grundsatz: Contraria contrariis, d. h. indem man gerade das Gegenteil dessen thut, sagt oder denkt, wozu uns die alte Schlange verleiten will. Fühle ich z. B. in mir die Lust, etwas zu meinem Lob zu sagen, so sage ich gerade dann etwas zu meinem Tadel; oder will der alte Mensch in mir meine Kenntnisse rühmen, so sage ich etwas, was meine Unwissenheit verrät u. s. w. Bereits beim Morgengebet denkt man an die zum Gegenstand des Examen particulare gewählte Tugend oder Sünde, man bittet um den himmlischen Beistand und verspricht sie bis zum Mittag fleißig zu vermeiden oder zu üben. Wird man im Laufe des Tages gewahr, daß man der betreffenden Versuchung widerstanden oder ihr nachgegeben hat, so zeichnet man den Sündenfall oder Tugendakt auf einem zu diesem Zwecke verfertigten kleinen Rosenkranz, den man unter der Kutte trägt. In der obengenannten Viertelstunde um die Mittagszeit zählt man die Zahl dieser Sünden- oder Tugendakte und notirt sie durch kleine nebeneinander gesetzte Punkte in einem dazu bestimmten Büchlein. Man bereut, oder dankt dem Herrn und faßt den Vorsatz, in der andern Tageshälfte besser zu wachen. Abends wird dieselbe Handlung wiederholt. Am Ende der Woche und des Monats wird die Summe der aufgezeichneten Punkte zusammengezogen und an den Pater Magister berichtet. Die Zahl der Vergehungen nimmt gewöhnlich ab, die der Tugendakte allmählich zu, und mancher Novize gelangt in kurzer Zeit zu solcher Vollkommenheit und Sündlosigkeit, daß ihm das Votum perfectionis gestattet wird, nämlich ein Gelübde, niemals auch die kleinste Gedankensünde freiwillig zu begehen (!).

In der zweiten Tageshälfte beteten wir den Rosenkranz, lasen den Thomas a Kempis und die Heiligengeschichten, wir verrichteten noch eine Betrachtung (Flexoria = Geistesgymnastik), die beiden Examina, die Allerheiligenlitanei.

Alle acht Tage mußten wir wenigstens einmal beichten und zwei- bis viermal in der Woche das heilige Abendmahl empfangen. Außerdem wurde von jedem Novizen alle vierzehn Tage eine eingehende, nach vorgeschriebnem Formular zu beantwortende Rechenschaft (Ratio conscientiae) über den Zustand seiner Seele und über die Fehler seiner Mitbrüder verlangt. Jeden Freitag wurde ein Capitulum abgehalten. Alle Novizen setzten sich mit dem Pater Magister an der Spitze im Halbkreise, worauf einer von ihnen aufgefordert wurde, in der Mitte niederzuknieen. Die übrigen Novizen mußten seine wahren oder nicht selten erdichteten Fehler aufzählen, der Angeklagte aber durfte sich weder entschuldigen noch verteidigen. An dem gegenseitigen Beobachten und Belauschen nahmen wir keinen Anstoß, die Spionage war ja der Spiritus rector des ganzen Klosterlebens, sogar im Gebete

wurden wir inspizirt, unter dem Vorwande, dies sei ein treffliches Mittel zur Verscheuchung des störenden Teufels. Wo nämlich Mönche beten, dorthin sendet Lucifer ein ganzes Regiment „kleiner Aethiopier, die dem einen Mönch sich auf den Rücken setzen und spielen, dem andern weibliche Gestalten vor die Augen stellen, dem dritten die Augen zudrücken, und wieder einem andern die Finger in den Mund stecken, daß er gähnen muß.“*)

Vinets Gedanken über Katholizismus und Protestantismus

Der Katholizismus übt besonders dadurch eine Macht aus, daß er alle seine Ideen in Institutionen umsetzt. Jeder Wassertropfen hat sich krystallisirt. Die Religion hat von allen Seiten des menschlichen Lebens Besitz ergriffen wie die Seemacht Englands von allen Häfen. Jeder Augenblick, jede ernste Gelegenheit hat ihren Ritus, die heilige Flagge weht überall. Solche Religion ist faßbar und greifbar. Sie hat Leib, Form und Farbe. Der Leib des Protestantismus ist ein kahles Gotteshaus, ein einfacher Kultus, kalt für ein kaltes Herz.

* * *

Der Schöpfer des Katholizismus ist der Mensch selbst und seine Natur, die den Fluß ableitet, den sie nicht austrocknen kann, und ziemliches Glück dabei hat. Ein feines Gemisch von Autorität und Nachgiebigkeit, steht die erstere im Vordergrunde, die letztere macht sich manchmal nur fühlbar, leitet geschickt die Massen und selbst — wunderbar auf den ersten Blick — die Elite der Geister. Erhaben und vulgär zugleich ist der Katholizismus „allen alles,“ eine Devise und Anwendung des Wortes Pauli, über die er vielleicht erstaunen würde. Der Katholizismus ist menschlicher — im niedern Sinn des Wortes — als das Evangelium. Eine Menge Weltmenschen, für die die Lehren dieser Religion Fabeln und ihre praktischen Folgerungen Ziererei sind, halten sich dennoch zu ihr, nehmen sie gegen jeden häretischen Angriff in Schutz und halten sie für eine gute Barriere gegen den Einfall einer andern Religion, die sie am Ende positiv oder negativ verpflichten könnte, Gott ernsthaft zu nehmen.

* * *

Zwei Phantome hat der Katholizismus als Schildwachen vor die Thür seines Heiligtums gestellt. Das eine ist die behauptete römische Einheit, das andre die behauptete protestantische Zerrissenheit. Er bemächtigt sich damit des allgemeinen Vorurteils, das zu Gunsten der Mehrzahl und der Uniformität besteht, und macht obendrein dieses Vorurteil zum Prinzip. Aus der Mehrzahl und der Uniformität macht er das Kennzeichen der Wahrheit. Man läßt ihn das ruhig thun; und nun hält er, stark durch die leicht gewonnene Anhängerschaft, leicht die Behauptung aufrecht, daß Uniformität, Mehrzahl und zeitliche Priorität sein Teil sind, daß Neuheit, Veränderlichkeit, Zerrissenheit nur zu den Kennzeichen des Protestantismus gehören. Auf diesem Boden triumphirt der Katholizismus und giebt sich alle Mühe, die zurückzuhalten, die weiter denken möchten. Politisch geredet: durch das Verweilen bei einer Vorfrage und durch das Uebergehen der Grundfrage erreicht er das gewünschte Resultat.

* * *

Mir ist der Protestantismus nur Ausgangspunkt, meine Religion geht weiter. Ich könnte als Protestant katholische Meinungen haben, und wer weiß, ob ich sie nicht habe? Was ich absolut abweise, ist die Autorität.

* * *

*) V. P. Nic. Lancicii S. J. De causis et remediis ariditatis in oratione, cap. III, p. 23 et sq.

Der Protestantismus ist nicht nur ein Geschenk an das Prinzip religiöser Freiheit, er ist nicht mehr als das Christentum, ist etwas andres. Verweigern wir unsern Brüdern die Gewissensfreiheit und nennen uns doch Protestanten, so lügen wir.

* * *

Das Prinzip des Protestantismus ist das Recht oder vielmehr die Pflicht der Religion, Gott in den Vordergrund zu rücken. Aber sich um Interpretationen einer Schriftstelle zu streiten, sich zu spalten und wieder zu spalten um einer Silbe oder eines Wortes willen, unaufhörlich zu formuliren und dogmatisiren, die beste Kraft auf ein unglückliches Suchen nach Exaktheit in Lehre und Disziplin zu verschwenden, die Gläubigkeit in der sklavischen Annahme von Wahrheiten bestehen zu lassen, mit denen man nichts gemeinsam hat, kurz die Theologie für die Religion nehmen, die Kontroverse für das Leben, das Wort für die Sache und starre Hartnäckigkeit bei der Verteidigung einer Formel für wahren Eifer und ein sichres Zeichen des Fortschritts ... o nein, das war nicht der Herzenswunsch der Väter unsrer Reformation.

* * *

Der Protestantismus ist das Prinzip der Freiheit und der Individualität, angewandt auf religiöse Dinge; bei ihm muß man also die Einheit nicht suchen, das wäre Widerspruch im Ausdruck. Die Einheit liegt im Geist und im Christentum.

Nausikaa in London, oder die physische Erziehung der Frau

Von Charles Kingsley

Von den Marmorwerken des Britischen Museums kommend durchwanderte ich die Straßen Londons. Die schönen, erhabnen Gestalten, die ich soeben betrachtet hatte, standen noch lebhaft vor meiner Seele; jene Männer- und Frauengestalten, deren ganzer Bau, deren Haltung von vollkommner Gesundheit zeugt, von Anmut, Kraft, Selbstbeherrschung und Selbstbeschränkung, die völlig unbewußt sind, weil sie so vollendet und so zur Gewohnheit geworden, daß man sie kaum mehr von der angebornen Freiheit der Wilden zu unterscheiden vermag. Ich war in den mit griechischen Skulpturen angefüllten Gängen auf- und abgeschritten, die in unsrer Zeit ungesunder, gekünstelter, vielleicht schon verfallender Pseudozivilisation eine stete Predigt für Arm und Reich sind. Sie schienen eindringlicher als viele Worte zu sagen: „So können Männer und Frauen sein, denn so waren sie, und ihr könntet auch so werden, wenn ihr jene Wissenschaft, deren ihr euch so gerne rühmt, auch wirklich anwenden wolltet.“ Ich hatte vor allem vor der hehren und doch so zarten Schönheit der Mädchengestalten des Parthenon und andrer verwandter Tempel sinnend gestanden. So oder ähnlich sagte ich mir, waren die Schwestern der Männer, die bei Marathon oder Salamis fochten, die Mütter der Zehntausend, die einst Xenophon von Babylon bis ans schwarze Meer führte. [Es folgt ein Vergleich der griechischen Jugendbildung mit der unsern. Sind wir ihnen überlegen? Gesundheit, d. h. Harmonie, Sympathie, Gleichmaß und Anmut aller Geistes- und Körperkräfte zu erlangen, das war das Ziel ihrer Erziehung. Der seefahrende Griechenjüngling sah in Odysseus sein Ideal, seine Schwester daheim vielleicht in Nausikaa. Lebhafte, eingehende Beschreibung des Lebens, der Verhältnisse und der Umgebung, in der Nausikaa aufwuchs, Schilderung ihres Charakters, durch häufige Zitate aus dem sechsten Gesang der Odyssee belebt.]

Freilich, Nausikaa konnte weder lesen noch schreiben, und ebenso wenig wohl der Verfasser der Odyssee selbst. Aber was das betrifft, so konnten es auch Abraham, Isaak und Jakob nicht, und doch geht aus ihrer ganzen Art und ihrem Wesen klar hervor, daß sie hochgebildete Männer waren. Lesen und

Schreiben sind natürlich heute zur Notwendigkeit geworden und müssen jedem Menschen mitgegeben werden, wenn er auf der Rennbahn dieses Lebens unter gleichen Bedingungen mitlaufen soll; aber ich wüßte nicht, daß die griechischen Frauen, sei es nun in Beziehung auf Tugend, auf Sitte oder auf Glück, viel gewonnen hätten, als sie diese Kunst in spätern Jahrhunderten erlernten. Ein weiser Mann möchte in seiner Tochter lieber eine Nausikaa und nicht eine Sappho, Aspasia Kleopatra, oder auch eine Hypatia sehen.

Erfüllt von solchen Gedanken, wanderte ich in den Straßen Londons unter den Nausikaas unsrer Tage umher; den Mädchen dieses Zeitalters, den Töchtern und spätern Müttern derer, die uns künftig beherrschen sollen, des großen Demos oder handelnden Mittelstandes dieser größten Handelsstadt der Welt, und ich bemerkte wieder, was ich schon manchen Tag, schon manches Jahr mit Furcht und Zittern wahrgenommen hatte, einen Typus — einen im Zunehmen begriffenen Typus — junger Frauen, die sicherlich weder in „erziehlicher“ noch in andrer Beziehung jemals dieselben „Vorteile“ genossen, wie einst jene griechische Nausikaa.

Natürlich ging ich in einer Stadt wie London, die in physischer und andrer Beziehung stets das Beste anziehen wird, auch hie und da an schönen Erscheinungen vorüber, bei deren Anblick ich stolz war auf die grandes Anglaises aux joues rouges, die die Pariserinnen lächerlich machen und beneiden. Aber ich konnte mich des Verdachtes nicht erwehren, daß sie ihrem Aussehen nach entweder selbst vom Lande stammten oder doch ihre Eltern, und dieser Verdacht wurde durch die Thatsache bestärkt, daß die Mütter, mit den Töchtern verglichen, diesen in körperlicher Beziehung fast immer überlegen waren. Für jemanden, der wie ich an den Anblick kräftiger, gut gewachsener Bauernmädchen gewöhnt ist, die zwar oft untersetzt und wenig hübsch, aber doch gesund und kernig sind, war es schmerzlich, die geringe Durchschnittsgröße dieser jungen Weiber zu sehen. Ich meine damit nicht nur ihre geringe Höhe — darauf kommt es weniger an —, sondern ebensogut die geringe Breite, den durchgängigen Mangel an jener Ausdehnung des Körperbaues, die gewöhnlich die Kraft andeutet, nicht nur die Muskeln, sondern auch das Gehirn gesund und stark zu erhalten.

Die armen, kleinen Dinger! Ich kam an Hunderten vorüber — ich komme jeden Tag an Hunderten vorüber —, die ihre Kleinheit durch eine Masse falschen Haares, oder was dessen Stelle vertritt, und einen darauf gestülpten häßlichen, nutzlosen Hut, der den Kopf lächerlich groß und schwer erscheinen läßt, zu verbergen trachten; dazu sollen auch die hohen Absätze mit beitragen, auf denen sie einherstolpern, denn sie haben die einfache Kunst des Gehens nie gelernt oder wieder vergessen. Ihr Körper ist vorwärts geneigt, in jener wenig schönen Beugung, die man — warum in aller Welt mit diesem Namen — „griechisch“ nennt; und enggeschnürte Fischbeine, die alle anmutigen und gesunden Bewegungen der Hüften und Seiten unmöglich machen, müssen sie in dieser Stellung, ja scheinbar überhaupt auf den Füßen erhalten. Ihre Kleider sind absichtlich nach der oder jener Richtung hin aufgebauscht und verunstaltet, um — so hat es den Anschein — körperliche Mängel zu verdecken. Dachte man sich jenen Chignon und jene Absätze weg, so blieb allzuoft nur eine Gestalt übrig, die einem schwächlichen Mädchen von sechzehn Jahren glich, und doch konnte kein Zweifel darüber obwalten, diese Frauen waren nicht nur vollkommen ausgewachsen, sondern manche unter ihnen leider sogar schon Gattinnen und Mütter.

Die armen, kleinen Dinger! Das haben sie nun durch diese sogenannte Zivilisation gewonnen, die Kunst, die „Mode“ nachzuäffen, durch die die abgeblüte Pariserin ihre persönlichen Schäden zu verstecken weiß. Durch den angebornen Mangel an Geschmack, den die Pariserin eben besitzt, machen sie sich zu einem Schauspiel, das manchem gebildeten Manne etwas wie ein höhnisches Lächeln entlockt, und nicht minder jenem Zigeunerweib, das mit freiem, frohem Blick, schwankenden Hüften und elastischen, kräftigen Schritten an ihr vorüber geht und allen Regeln wahren Geschmacks nach viel besser gekleidet ist als die meisten Stadtmädchen. Sie dankt Gott, daß sie und ihr Ge-

rte keine Stubenhocker und Nachtschwärmer sind, sondern sich freier Luft auf offnem Moor herumtreiben.

Und das Gesicht unter diesem Chignon und diesem Hut? n mitunter ists recht niedlich, aber wie selten doch wirklich sch, was viel mehr sagen will. Merkwürdigerweise ists n wohlgenährtes Gesicht. Viel, vielleicht viel zu viel Geld rde an die schönen Kleider gewendet, und es wäre nach der utfarbe zu schließen besser für gesunde Nahrung ausgegeben rden. Sie sieht aus, als lebte sie — was, wie ich höre, auch der Fall ist — von Thee und Butterbrot, oder vielmehr ot mit einem Minimum von Butter. Denn wie das Fehlen er Knochen einen Mangel phosphorhaltiger Nahrung antet, so die Magerkeit der Wangen einen Mangel an Kohlen- Wasserstoff. Arme kleine Nausikaa — das ist nicht ihre huld. Unsre vielgerühmte Zivilisation hat sie nicht einmal ehrt, was sie essen soll, wie sie denn sicherlich ihren Appetit ht vergrößerte, und nun weiß sie nicht einmal, was jeder ndbewohner weiß, daß sie sich ohne reichliche Butter- und tnahrung kaum wird warm erhalten können; und lieber doch fetten, unangenehmen Speck essen, als in ein paar Jahren noch fatalerm Leberthran nachhelfen. Aber einstweilen giebt keinen, der ihr diese und noch ein paar andre Thatsachen t, die sie um ihrer selbst willen erfahren sollte, und auch jenes künftigen Demos*) willen, den sie zur Welt bringen , und der, wenn wir ihn nur körperlich und geistig gesund alten können, eine herrliche Zukunft vor sich hat; der aber, nn er unter dem Einfluß unsers modernen Barbarentums rperlich und geistig verkommt, nur zu wahrscheinlich den Weg alten byzantinischen oder des modernen Pariser Demos en wird.

Ja, aber ihr Verstand! Sie ist so klug, und sie liest viel, und man wird sie lehren, noch so viel mehr zu lesen.

Ach ja — es gab einst eine Wissenschaft, die nannte man hysiognomik. Die Griechen wußten, wie ich höre, sehr viel da-, viel mehr als irgend ein Volk seitdem, wenn auch die ienischen Maler und Bildhauer viel davon gewußt haben ssen, viel mehr als wir. Eine in wissenschaftlicher Beziehung iter fortgeschrittene Zivilisation wird auch diese Wissenschaft der kennen. Aber die Anfangsgründe ihrer Gesetze sind h noch nicht ganz vergessen. Kleine Kinder haben oft ein nes, zartes Gefühl dafür. Auch viele gebildete, erfahrene auen haben eine klare, feine Empfindung davon. Manche er ihnen würde uns sagen, daß die moderne Nausikaa wohl stand genug hat, aber nicht von der Art, wie sie ihn sich künftigen Besten ihres Landes wünschte. Selbstbewußtsein, gestüm, Unbeständigkeit und eine gewisse Unverschämtheit im sdruck und in den Bewegungen, die Stimme, die nur zu fig hart und gekünstelt klingt, weil der Atem zwischen den bgeschlossenen Zähnen hervorgestoßen wird, dazu eine h die gefaltete Stirn, die gesenkten Lider zum Ausdruck mende Müdigkeit: dies alles, was man heute nicht nur unter mittlern Ständen in der Stadt so vielfach findet, seien Anhen von unbeständiger Gesundheit in körperlicher, geistiger seelischer Beziehung. Jedenfalls ist der Ausdruck dieser stalten so verschieden von dem Gesichtsausdruck und den Begungen jener griechischen Skulpturen und alten italienischen lereien, als es bei zwei Typen derselben Rasse überhaupt kbar ist; ja man kann wohl sagen, auch von den Porträts s Reynolds, Gainsborough und andrer. So können, sagt n sich, die Mütter der Briten zu Ende des vorigen und zu fang dieses Jahrhunderts nicht ausgesehen haben, denn ihre hne boten zeitweise der halben Welt die Spitze.

Und wenn nun Nausikaa in der Stadt so geworden, wie sie, wenn sie sich an den Meeresstrand begiebt, nicht um ihre ider in frischem Wasser zu waschen, sondern sich selbst in Salz in eben jenem Salzwasser, das so von verwesenden Organmen erfüllt ist, daß Odysseus sich erst davon reinigen und noch mit Oel salben mußte, um sich in der Gesellschaft er griechischen Nausikaa blicken lassen zu können, und doch das Wasser dort noch nicht durch eine Menge hineinmündender Kanäle verdorben! Sie beschmutzt sich also mit diesem unreinen Salzwasser, durchkältet und übermüdet sich wahrscheinlich noch durch zu langes Bleiben im Wasser und den Gang hin und zurück. Dann paradirt sie auf dem Hafendamm und putzt sich dazu mit Gewändern heraus, deren ungeheuerliche Formen und schreiende Farben der griechischen Nausikaa, wie übrigens heute jeder beliebigen Hindufrau Schrecken erregt hätten. Oder noch trauriger, sie sitzt den ganzen langen Nachmittag auf Stühlen und Bänken herum und vertieft sich, den Kopf auf die Brust gesenkt, in eine Novelle aus der Leihbibliothek und kehrt dann heim zu Thee und Krabben, in eine Wohnung, deren Geruch vielsagend ist und den Gedanken an Typhus, ja manchmal diese Krankheit selber ins Leben ruft. Arme Nausikaa Englands! Du bist ein trauriger Anblick für solche, die über die Gegenwart nachdenken und von der Vergangenheit gelesen haben. Es ist nicht traurig, deinen alten Vater — einen Handelsmann oder Buchhalter oder dergleichen — der seinerzeit sein redlich Teil geschafft hat und noch mehr zu schaffen hofft, neben deiner alten Mutter sitzen zu sehen, die auch ihr Teil Arbeit hinter sich hat, unter anderm jene schwerste Arbeit, dich in die Welt zu bringen und bis heute darin zu erhalten; es sind ehrliche, freundliche, für ihren Beruf noch keineswegs unbrauchbare alte Leute, wenn auch der erste beste Northumberländer oder Hochländer mit Leichtigkeit fünf solcher Männer vor sich hertreiben könnte, von seinem Gehirn, das die dreifache geistige Kraft birgt, gar nicht zu reden. Es ist nicht traurig, behaupte ich, diese Leute auf den Bänken am Strande herumsitzen zu sehen, wie sie sorglos auf das Wasser, die Schiffe und den Sonnenschein hinausschauen und die ungewohnte Beschäftigung des Unbeschäftigtseins genießen wie die Fliegen an der Wand. Nicht um der Alten willen sind weise Männer traurig, sondern um deinetwillen. Wo ist deine Lebenskraft? Wo deine „Lebensglückseligkeit," dies Behagen im Gefühl überschüssiger Lebenskraft und Lust? Warum kannst du denn nicht auch einmal tanzen und singen, es sei denn des Nachts, wenn du längst zu Bett sein solltest; aber statt dessen schwang sich dein armes Gehirn, nachdem es die Nahrung des Tages aufgenommen, zu der ungesunden Erregung nächtlicher Vergnügungen auf. Was nun noch übrig geblieben, verzehrt alles das thörichte Buch, an dem das weibliche Element in dir, das noch gesund und lebendig ist, seine Freude hat, weil es dich in Gedanken in eine Lage versetzt, in die du nie kommen wirst, und Gefühle in dir wachruft, die du vielleicht besser nie kennen gelernt hättest. Arme Nausikaa, alt — so scheint es gar manchem — ohne je jung gewesen zu sein!

Und nun wollen sie dich auch noch „entwickeln" und dich an der höhern Ausbildung der Frauen teilhaben lassen, indem sie dir noch mehr Bücher zu lesen geben und dich höhere Arithmetik treiben und Examen bestehen lassen. Nachdem du den ganzen Tag über irgend einer Arbeit gebückt saßest, sollst du nun auch noch des Nachts über den Schreibtisch gebückt sitzen, und sollst Lateinisch, ja sogar Griechisch lernen!

Nun Griechisch wollen wir dich gerne lernen lassen, wenn du dann auch lernst die Geschichte jener griechischen Nausikaa zu lesen und zu verstehen, was für ein Mädchen sie war, und worin ihre Erziehung bestand. Du wirst sie zweifellos bewundern. Aber deine Bewunderung darf sich nicht darauf beschränken, eine magere, halb mittelalterliche Zeichnung von ihr zu entwerfen — so sah sie doch nicht aus. Bilde sie in deiner eignen Gestalt nach, und wenn du auch niemals so tief herab oder so hoch hinauf steigst, die Gewänder des Hauses zu waschen, so lerne doch wenigstens Ball spielen und singe in freier Luft und Sonnenschein und nicht bei Gasbeleuchtung im Konzertsaal oder auf der Bühne, sorge halbwegs für deine eigne Gesundheit und kleide dich nicht wie die Pariserin — natürlich auch nicht wie einst Nausikaa, das wäre zu viel verlangt —, aber etwa wie die Hochlandsmädchen durchschnittlich gekleidet gehen, und suche auszusehen und zu sein wie jene, die einst Wordsworth besang:

> Nie hab ein Antlitz ich erblickt,
> Auf dem so offen ausgedrückt
> Häuslicher Sinn, ein rein Gemüt,
> In voller Unschuld aufgeblüht.

*) Bürgers. Demos eigentlich Volk.

Dem Samenkorne gleich verstreut,
Trifft dich, von Menschen fern, kein Leid,
Daß scheue Furcht den Blick dir lenke
Und schüchtern, mädchenhaft dir senke.
Auf deiner klaren Stirne thront
Die Freiheit, die auf Bergen wohnt;
Ein Antlitz, das ein Lächeln schmückt,
Aus dem die echte Güte blickt.*)

Und du noch unverdorbne Nausikaa des Nordens danke Gott für deine Heide und ihre frische Luft, für die Herde, die du zu versorgen hast, und die Wolle, die du spinnst, und komme nicht herunter, um dein Glück in dem schlimmen London zu suchen, mein Kind! Verpflanze die häßlichen Moden der Stadt London, diese plumpen Nachahmungen der Pariser Kleinbürgerlichkeit, nicht in deine Hochlandsheimat, wie du es, so sagt man mir, nur allzu gern thun möchtest; gieb die gesunde und freie, anmutige und sittsame Tracht deiner Mutter und Großmutter nicht auf, um die kleine Dorfkirche am Sabbath durch Reifröcke, Fischbeine, Stöckelschuhe und andrer Weiber Haar zu verunzieren.

Man hegt den Plan, die Erziehung der Mädchen mehr und mehr der der Knaben anzupassen. Wenn das heißen soll, daß die Mädchen zu dem, was schon ihre Mütter gelernt haben, auch das noch hinzulernen sollen, was die Knaben gelehrt werden, so wird jeder Physiologe und jeder Patriot wünschen, daß der Plan ins Nichts versinkt, wie in einem freien und einigermaßen vernünftigen Lande fast alle unbedachten und unvollkommnen Pläne. Aber wenn der Vorschlag bona fide gemacht wurde, darf man nicht vergessen, daß in den öffentlichen und vermutlich auch in den Privatschulen, die ihren Ton von jenen herübernehmen, Cricket und Fußball mehr oder weniger obligatorisch und als wesentliche Bestandteile der englischen Erziehung zu betrachten sind, und daß es wahrscheinlich trotz alles Widerspruchs so bleiben wird, denn Lehrer und Schüler wissen sehr wohl, daß die Arbeit der Knaben durch die Spiele nicht auf die Länge gehindert wird, ja daß sehr oft derselbe Knabe in Beidem Hervorragendes leistet. Die Spiele erhalten ihn für seine Arbeit gesund, und der Geist, mit dem er sie in den niedern Klassen betreibt, gestattet oft sehr richtige Schlüsse auf den Geist, in dem er, zu den höhern Klassen auffsteigend, seine Studien betreiben wird. Nichts ist schlimmer für einen Jungen, als in die Gesellschaft jener Bummler und Schlecker zu geraten, die weder ernstlich spielen, noch ernstlich arbeiten, und die gewöhnlich verschwenderisch, meist auch lasterhaft sind. Außerdem wissen sie sehr gut, daß Spiele nicht nur zum körperlichen, sondern auch zum moralischen Wohlsein beitragen, und daß ein Knabe sich auf dem Spielplatz Tugenden aneignet, die kein Buch ihm geben kann, nicht nur Mut und Ausdauer, sondern, was mehr bedeutet, Mäßigung, Selbstzucht, Ehrgefühl, Ehrlichkeit, neidloses Anerkennen der Erfolge eines Andern, kurz all jenes Geben und Nehmen des Lebens, das zu kennen einem Mann, der in die Welt hinaus muß, so wertvoll ist, denn ohne diese Kenntnis wird sein Erfolg stets ein verkrüppelter, geteilter bleiben.

Wenn nun die, die einer höhern Ausbildung der Frau das Wort reden, für die Mädchen irgend etwas obligatorisch machen wollen, was die Schulung, die die öffentlichen Anstalten in den Spielen haben, gewährleistet, wenn sie zum Beispiel auf der gesundesten und natürlichsten körperlichen Uebung, dem Tanzen bestehen wollen, um die untere Körperhälfte zu entwickeln, auf Singen, um die Lungen zu erweitern und den Atem zu reguliren, auf irgend welchen Spielen, sei es nun Ballspiel oder ein andres, das die breite Brust, die aufrechte Haltung, die allgemeine Kräftigung des Oberkörpers sichert, ohne die völliges Eindringen des Sauerstoffs in das Blut und somit allgemeines Wohlbefinden unmöglich ist, wenn sie enges Schnüren, hohe Absätze und alles, was freie Bewegungen, ungehindertes Wachstum beeinträchtigt, auf das strengste verbieten wollen; wenn sie das sichere physische Gesetz anerkennen, daß ein heranwachsendes Geschöpf reichlich zugemessene Spielzeit und frische Luft haben muß, um das Gehirn von Tag zu Tag richtig zu erneuern, und auch jenes andre, daß ein Kind, das vier Stunden lernt und vier Stunden spielt, mehr und leichter lernen wird als ein Kind, das volle acht Stunden lernt; wenn sie — um mich kurz zu fassen — die Mädchen nicht nur die griechische Sprache lehren wollen, sondern auch die bei den Griechen übliche körperliche Ausbildung anstreben, jene Musik und jene Gymnastik, die dazu beitrugen, den klügsten Stamm der alten Welt zugleich zu ihrem tüchtigsten zu machen, dann werden sie sich die Dankbarkeit der Physiologen und Patrioten Englands erwerben, denn sie werden ihr Möglichstes thun, um dem drohenden körperlichen und damit schließlich auch moralischen Verfall der englischen Frauenwelt zu wehren.

Leider muß ich sagen, daß ich bisher von auf diesen Punkt gerichteten Bestrebungen der „Förderer einer höhern Ausbildung der Frauen" nur wenig gehört habe. Ich hoffe, die hochbegabten Damen, die sich mit den ersten, grundlegenden Gesundheitsregeln bekannt gemacht haben und auch andre damit bekannt zu machen suchen, werden sich wirklich gründlich mit diesem Gegenstande beschäftigen und so die kommende Generation bewahren, daß sie sich nicht unter dem ungesunden Reiz des Wettbewerbs in Prüfungen und dergleichen zu ebensoviel Chinesen — Zwergen — oder Blödsinnigen „entwickle."

H v D

*) Vgl. William Wordsworth, sein Leben, seine Werke, seine Zeitgenossen von Maria Gothein. (Halle, Niemeyer, 1893. 8 Mk.) und dazu Christliche Welt, Jahrgang 1894, Nr. 50. D H

Von Herrn Hofprediger Stöcker

ging mir ein offener Brief zu, der inzwischen bereits in seiner Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung veröffentlicht worden ist. Er lautet:

Sehr geehrter Herr Amtsbruder!

Sie schreiben in der letzten Nummer der Christlichen Welt, daß Sie mein Verhalten in dem Fall Hammerstein nicht billigen. Sie machen mir den Vorwurf, daß ich ebenso wie die andern Parteiführer den Heuchler nicht zur rechten Stunde entlarvt hätte. Und als derselbe nicht zu halten war, haben Sie von mir ein Wort erwartet, das Ihnen den ganzen Jammer des betrognen Freundes, den ganzen Zorn des christlichen Politikers offenbarte. Ich glaube, daß beides unrichtig ist.

Die Betrügereien und Unlauterkeiten des Freiherrn von Hammerstein zu entlarven war ich schon deshalb nicht imstande, da ich ebenso wie die andern Parteiführer lange Zeit nichts Bestimmtes wußte. Nicht einmal die Mitglieder des Kreuzzeitungskomitees waren in der Lage, die verbrecherischen Thatsachen genau zu konstatiren; sonst hätten sie ja in erster Linie die Pflicht gehabt und zweifellos auch geübt, den Chefredakteur des Blattes zu entlarven und zu entlassen. Von den schlimmen Wechselfälschungen und offenbaren Unredlichkeiten habe ich erst jetzt im September Kunde erhalten. Uebrigens standen andre Männer, obwohl auch ich sein naher politischer und persönlicher Freund war, mit ihm in viel engerm Verkehr als ich. Meine Aufgabe war es gewiß nicht, diese furchtbare Angelegenheit in die Oeffentlichkeit zu tragen, da ich nur an einem einzelnen Punkte beteiligt und auch da erst später genau orientirt war.

Wenn Sie von mir das öffentliche Jammergeschrei eines betrognen Freundes erwartet haben, so haben Sie, glaube ich, etwas erwartet, das Sie bei näherer Erwägung nicht erwarten durften. Haben Sie schon jemals gehört, daß man den tiefen abgrundmäßigen Sturz eines Freundes in der Oeffentlichkeit behandelt? Warum fordern Sie das von mir? Schon daß ich den Fall „erschütternd schmerzlich" nannte, hat mir von links den allerdings sinnlosen Vorwurf eingetragen, daß ich einen ehemaligen Freund abschüttelte. Und daß ich erklärte, ich hätte mich seelsorgerlich des Freiherrn von Hammerstein angenommen, wurde in der liberalen und jüdischen Presse sofort Gegenstand des Spottes. Eben dies aber ist der hoffentlich auch für Sie völlig ausreichende Grund, daß ich den Fall Hammerstein nicht in der Oeffentlichkeit verhandeln durfte. Wo ich als Seelsorger handle, kann ich offenbar nicht als öffentlicher Ankläger auftreten.

Zum Schluß gestatten Sie auch mir zu bemerken, daß ich Ihren Standpunkt nicht begreife. Für das Verhalten der schlechten Presse, das einen Fall Hammerstein-Stöcker konstruirt, den es nicht giebt, lediglich um mich in die Verbrechen des unglückseligen Mannes mit hineinzuziehen, haben Sie kaum einen leisen Tadel. Herr von Egidy, der doch in vielen Dingen mein Gegner ist, hat dies Preßtreiben mit Recht das Schmachvollste an dem Fall Hammerstein genannt.

Mit amtsbrüderlichem Gruß

Berlin, den 21. Oktober 1895 Adolf Stöcker

Hierzu nur wenige Bemerkungen.

1. Meine Meinung über „die schlechte Presse" habe ich deutlich gesagt. Aber einmal hat „die schlechte Presse" neben allerlei Falschem und Perfidem auch vieles Wahre ausgesprochen. — Zweitens macht es mir Schwierigkeiten, den Sammelbegriff

e schlechte Presse“ so zu fassen, daß ich niemandem unrecht
:, zumal in dem Augenblick, wo wir bei der Kreuzzeitung
erlebt haben! Jedenfalls fällt für mich die schlechte Presse
t von vornherein mit der Stöcker feindlichen, die gute mit
Stöcker freundlichen zusammen. — Endlich interessirt mich
die Leser der Christlichen Welt viel mehr als die schlechte
sse die christliche Persönlichkeit Stöckers.

2. Ich habe nie und nirgends gefordert, Herr Hofprediger
cker hätte die Angelegenheit von Hammersteins in die
ffentlichkeit tragen sollen. Ich habe das Verhalten des
rn Hofpredigers gegenüber dem gegebnen Aergernis
sirt. Darüber, was er als „christlicher Politiker,“ Freund
Seelsorger hätte thun müssen, ehe der Skandal offenkundig
:de, ist sehr schwer zu reden, wenn man die intimen That=
en aus jener Zeit nicht kennt. Nur so viel ist klar, daß
Parteigenossen von Hammersteins, und Stöcker voran, sich
ht so lange damit beruhigen durften „nichts Bestimmtes zu
sen.“ Mindestens seit die Kleine Presse so viel Bestimmtes
zte, konnte es für Hammersteins Freunde nicht schwer sein,
he und volle Klarheit zu erlangen. Für Stöcker durfte aber
besondre Hammersteins ehebrecherisches Treiben, von dem er
lich weder in seinem Briefe noch in seinen vielen Artikeln
als redet, nicht so gleichgiltig sein, wie es das vielleicht für
iche Parteigenossen gewesen ist. Und in dieser Beziehung
: Hammerstein schon lange nicht mehr unverdächtig. Freundes=
chten einem solchen Manne gegenüber giebt es überhaupt
t. Und der evangelische Seelsorger ist kein Beichtvater,
en oberste oder einzige Pflicht wäre, das Beichtgeheimnis
wahren. Der Seelsorger Hammersteins hatte den Mann zur
bstentdeckung und Büßung zu zwingen; wenn das nicht
ang, ging die Pflicht gegen die öffentliche Moral jeder Ver=
chtung gegen die Person voran.

3. Ich habe meinen Aufsatz in Nr. 42 mit dem Herzen
hrieben und in der Hoffnung, auf Herz und Gewissen des
rn Hofpredigers damit einen Eindruck zu machen. Aus
er Antwort ersehe ich, daß diese Hoffnung eine vergebliche
esen ist, und daß Herr Hofprediger Stöcker mein moralisches
pfinden den besprochnen Aergernissen gegenüber nicht teilt.
kann das beklagen, aber zurückzunehmen weiß ich nichts.

Rade

Verschiedenes

(Ein Nachspiel zum Posener Kongreß) Der Redaktion geht das
ener Tageblatt Nr. 460 vom 2. Oktober zu mit der Aufforderung,
einer Erklärung Kenntnis zu nehmen, die der Vorsitzende der
ffeisenvereine Offenbacher Richtung dort veröffentlicht hat. Es ist
unmöglich, die lange Erklärung auch nur auszugsweise zum Ab=
ck zu bringen. Dagegen geben wir einer Zuschrift Raum, die in
Streit der Meinungen und Vereine, der um das Sellsche Referat
rannt ist, einführt und zur Klärung beizutragen wohl geeignet
int. Aus dieser Zuschrift wird der Inhalt besagter Erklärung sich
selbst ergeben.

D H

Zunächst ein kurzes Wort zur Orientirung. In dem Streite
schen den Darlehnskassen Neuwieder und Offenbacher Observanz ist
Hauptpunkt die Frage: Wie ist der Genossenschaftsgedanke am besten
zweckmäßigsten zu verwirklichen? Jene sagen: durch Genossen=
ften mit unbeschränkter Haftpflicht; diese: je nach den lokalen und
vinziellen Verhältnissen durch beschränkte und unbeschränkte Haftpflicht.
ie stehen auf dem Standpunkt „völliger Zentralisation,“ diese ent=
iden sich „für provinzielle, territorial=differenzirte Gliederung.“ In
Zielen sind beide zumeist einig: Instandsetzung der Genossen, sich
möglichen wirtschaftlichen Vorteile anzueignen und auszunutzen.
ie stellen sich in § 2 ihres Statuts als weiteres Ziel: „Es soll bei
ganzen Genossenschaftsführung des Vereins stets im Auge behalten
:den, daß durch die materielle Hebung der Verhältnisse der Vereins=
glieder hauptsächlich die sittliche Hebung der letztern bezweckt wird.“
n weitern Einzelheiten will ich absehen, da es nicht der Zweck dieser
len sein soll, die Verschiedenheiten zwischen Neuwied und Offenbach
aller Schärfe herauszustellen, auch nicht sein kann, weil ich selbst in
en Dingen noch ein ABCschütze bin und in Sachen des Genossen=
ftswesen keine Erfahrung besitze.

Ich komme nun zur Erklärung des Herrn Major Endell. Die
te seitens der Leitung der Posener Genossenschaften Offenbacher
stems, das Thema „Die Raiffeisenschen Darlehnskassenvereine und
Innere Mission“ weiter und allgemeiner zu stellen, erscheint mir
t unbillig. Denn wie in der Erklärung versichert wird, sind gerade
Offenbacher Kassen in der Provinz zu Hause oder doch in der Ma=
tät. Der achtundzwanzigste Kongreß für Innere Mission tagte eben

in Posen und nicht in einer Gegend, wo Neuwied die meisten Anhänger hat. Unter diesem Gesichtspunkte wäre es wohl wünschenswert und praktisch gewesen, wenn die Offenbacher Kassen auf dem Posener Kongreß zu ihrem gebührenden Rechte gekommen wären.

Doch nun war einmal den Neuwiedern eine Spezialkonferenz seitens des Zentralausschusses bewilligt; und da muß ich nun gestehen, daß man gegen den Zentralausschuß keinen Vorwurf erheben darf, weil er der Bitte der Offenbacher nicht nachgab. Er scheint mir im Gegenteil recht weise gehandelt zu haben, insofern er prinzipielle Auseinandersetzungen, die oft endloser und hitziger Natur sind und nicht immer zur Zierde eines Kongresses dienen, abschnitt. Ein Freund, der in öffentlichen Volksversammlungen schon manchen Sturm erlebt hat, versicherte mir, daß eine Auseinandersetzung der feindlichen Kassenbrüder, der er als unbeteiligter Gast beiwohnte, zu seinen bewegtesten Erlebnissen mitgehörte. Und wenn man aus der Stimmung, die gegen den Schluß der Spezialkonferenz herrschte, etwas folgern darf, so glaube ich auch, daß es nicht an harter Rede und Gegenrede gefehlt hätte, und daß es somit besser war, wenn dazu nicht die Hand geboten wurde. Andrerseits möchte ich dies doch wieder bedauern; denn vielleicht ist so mancher gleich mir mit in der Absicht nach Posen gegangen, dort zu erfahren, welche Kassen seiner Denkweise am meisten zusagen. Denn nicht bloß ist die Herbstzeit da, in der erfahrungsgemäß solche Kassen mit den meisten Aussichten auf Erfolg gegründet werden; sondern auch die gesamte Lage der Landwirtschaft drängt zum engsten Zusammenschluß, besonders in der Provinz Posev, wo der Genossenschaftsgedanke noch nicht so realisirt ist und der Zinsfuß namentlich für die bäuerlichen Darlehnsucher höher wie im Westen ist. Insofern wäre ein Redeturnier von nicht zu unterschätzendem Werte gewesen. Es hätte klärend gewirkt und dem Hangen und Bangen zwischen Neuwied und Offenbach, in dem noch mancher steckt, ein Ende bereitet.

Was nun das Referat des Pastors Sell betrifft, so konnte kaum jemand mit größerer Wärme, Geschicklichkeit und Eifer seine Sache nach allen Seiten hin verfechten als er. Er verstand es, seine Zuhörer zu fesseln, wenn auch manchen gewiß nur dadurch, daß er einen lebhaften Widerspruch in ihm weckte. Denn durch manche Partien seines Vortrags ging eine sehr scharfe Polemik, wenn auch der Gegner nicht bei seinem Namen genannt wurde. Ich habe mir nicht wortgetreu die betreffenden Stellen notirt, bin auch zu wenig orientirt, um alle Spitzen anzugeben. Aber wir können es seinen Gegnern nicht verdenken, wenn sie sich durch Aeußerungen wie: die Solidarhaft sei als das allein Christliche anerkannt, oder die unbeschränkte Haftpflicht sei allein christlich, vor den Kopf gestoßen fühlten. Hier handelt es sich doch lediglich um sozialpolitische Anschauungen, und sowohl der Vortrag Professor Sohms wie die Debatte, die ihm folgte, hätten in dieser Beziehung zu etwas größerer Vorsicht mahnen können. Denn indirekt liegt doch für die Offenbacher darin die Anklage: euer System ist unchristlich, wenigstens da, wo ihr nicht die Solidarhaft habt, und ihr seids auch. Indes liegt es mir fern, den Herrn Referenten darum zu tadeln, er würde sich dadurch auch wenig getroffen fühlen. Aus solchen scharfen Aeußerungen hörte ich nur seine Liebe zum Thema, seine Hingebung an die einmal ergriffne Sache heraus, Eigenschaften, die wir nur ungern bei einem Referenten vermissen. Das hätten auch die Offenbacher mehr bedenken sollen; dann hätten sie sich auch nicht so sehr zu ärgern brauchen.

Dagegen kann ich mit dreierlei nicht ganz einverstanden sein. Ich weiß nicht, ob ich richtig beobachtet habe. Aber ich hatte den Eindruck, daß die bewußten Anhänger der Solidarhaft die Majorität der Konferenzmitglieder bildeten. Da wäre es dann doch gewiß am Platze gewesen, daß sie auf die Frage der Leitung, ob den Offenbachern zur Darlegung ihres Systems das Wort verstattet werden sollte, wenn auch nicht geschwiegen, so doch weniger instinktiv=leidenschaftlich mit „Nein“ geantwortet hätten. Gerade dadurch wurde viel Erbitterung geschaffen und bei den Offenbachern der Eindruck hervorgerufen: „Wir werden hier majorisirt.“

Sodann lag es in der Hand der Leitung, den Eklat zu vermeiden, daß die Offenbacher ostentativ die Konferenz verließen. Es fällt mir nicht ein, die Unparteilichkeit und Gerechtigkeit der Leitung anzutasten. Sie war in ihrem guten Rechte, daß sie den Offenbachern nicht weiter das Wort überließ, da die Mehrheit der Versammlung es so wollte und die vorsichtige Fassung der Thesen zum Referat das Neuwieder System nicht als das „alleinseligmachende“ pries. Aber als schließlich die Offenbacher darauf hinwiesen, daß, wenn ihnen nicht das Wort vergönnt wäre, es wieder heißen würde: „Nun hat sich auch der achtundzwanzigste Kongreß für Innere Mission für Neuwied gegen Offenbach entschieden,“ da befand sich die Leitung nicht ganz auf der Höhe der Situation. Eine kurze Resolution zum Schluß der Thesen, etwa: „Der Kongreß lehnt es ab, sich mit der Annahme der Thesen für Neuwied gegen Offenbach zu entscheiden,“ hätte ohne Zweifel den Frieden hergestellt. Aber es sei auch zugegeben, daß die ganze Stimmung der Versammlung eine hochgradig erregte war. Auf beiden Seiten drang man darauf, das Heft in die Hand zu bekommen, und war zu Kompromissen gewiß wenig geneigt. Doch, wie gesagt, eine gewisse Schlagfertigkeit der Leitung hätte wohl den Bruch verhindern können.

Indes auch die Offenbacher trifft ein wenig Schuld. Schon der Vergleich der Konferenz mit sozialdemokratischen Versammlungen, in denen man die Gegner niederschreie (!), war nicht sehr schön. Dasselbe möchte ich auch von dem Vorwurf gegen die Versammlung sagen, daß sie einen Verlauf genommen hätte, der die christliche Liebe vermissen ließ. Es stand nun doch einmal auf der Tagesordnung einzig und allein: „Die Raiffeisenschen Darlehnskassenvereine und die Innere Mission.“ Es war vielleicht ein Mißgeschick, daß die Raiffeisenleute früher aufgestanden

waren und sich eine Spezialkonferenz beim Zentralausschuß gesichert hatten. Die Versammlung hatte sich ferner dagegen erklärt, daß die Offenbacher ein Bild ihrer Prinzipien und Organisation geben sollten. Es war vielleicht wieder Pech, daß die Neuwieder in der Konferenz das Uebergewicht besaßen. Aber damit mußte nun doch auch gerechnet werden; und Sache der Offenbacher oder ihres Hauptwortführers wäre es gewesen, dies ihr — sagen wir einmal — Malheur mit Würde zu tragen, anstatt die Versammmlung wegen eines Defizits an christlicher Liebe anzuklagen. Es ist doch eine alte Geschichte, daß jüngere Bestrebungen nicht immer gleich die Oberhand gewinnen, wenn sie auch von der Vortrefflichkeit ihrer Ansichten noch so sehr überzeugt sind.

Doch genug; ich wollte und konnte nicht in diesen Zeilen über Neuwied oder Offenbach oder sonstwen zu Gericht sitzen, sondern möchte nur verhindern, daß irgend welche unwahre Bilder von jener Konferenz gemalt und die schließlich gar nicht so gefährliche Sache tendenziös entstellt würde. F Müller

(Neue Pfennigpredigten) zur Verteilung an Gemeindeglieder, sonderlich an die sonntaglosen, sollen unter Redaktion von Professor Drews in Jena, Pfarrer Issel in Betberg (Baden) und Prediger Kind in Berlin erscheinen. Eine erste Probe ist ausgegeben: Predigt zum Totenfeste, von Prediger Kind. Man verlange davon Exemplare in beliebiger Anzahl bei der „Versandstelle der »Kirche,« Heidelberg, Hauptstraße 55a." Wir hoffen, das Unternehmen empfiehlt sich selbst. R

(Der Bannspruch der konservativen Parteileitung gegen die sozialen Pastoren) An ihre Parteigenossen hat die konservative Parteileitung in der Konservativen Korrespondenz einen Aufruf erlassen, den die Parteiblätter als „parteioffiziös" bezeichnen. Er beginnt mit einer Anklage des Evangelisch-sozialen Kongresses und mit einer Unwahrheit über dessen Anfänge, die zu vermeiden der Parteileitung sehr leicht gewesen wäre.*) Er fordert in seinem Schlußsatz die Parteigenossen auf, „die Naumannsche Richtung" „auf das äußerste und mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen: wir erklären demgemäß, daß Politiker sowohl wie Zeitungen, welche diesen Kampf nicht aufnehmen oder gar — offen oder verschleiert — ihm entgegenwirken, zur konservativen Partei nicht gerechnet werden können." Diese Erklärung würde jedermann als in erster Linie gegen Stöcker und sein „Volk" gerichtet ansehen, wenn sie nicht von der nämlichen Parteileitung ausgegangen wäre, als deren Mitglied Stöcker eben erst feierlich anerkannt worden ist!

Wir werden uns mit diesem Aktenstück in nächster Nummer eingehend beschäftigen. Wir halten es für ein überaus ernstes und trauriges Dokument. Wir müssen aber schon heute feierlichen Protest einlegen gegen das unerhörte Vorgehen, daß diese konservative Parteikundgebung nicht sich begnügt, die Naumann-Göhresche Richtung in ihrer Weise zu kennzeichnen, sondern die Namen von fünf evangelischen Geistlichen, die völlig willkürlich aus der Menge der Gesinnungsgenossen herausgegriffen sind, öffentlich proskribirt. Und nicht nur, daß diese Männer, sehr verschieden von Art, Ueberzeugung und Auftreten, als nächstes Ziel dem Zorne der Parteigenossen preisgegeben werden, auch das Kirchenregiment wird aufgefordert, ihnen gegenüber seine Pflicht zu thun. Wir hoffen zwar, keine Kirchenbehörde wird so gottverlassen sein, daß sie aus einem solchen Parteiukas ihre Motive bezieht. Aber die ganze Mißachtung der Selbständigkeit des evangelischen Geistlichen, wie sie in der Partei der ostelbischen Patrone zu Hause ist, leuchtet einem aus dem Schriftstück entgegen.

Daß derlei Bannsprüche imstande wären, den Geist zu dämpfen, können nur kurzsichtige Partei- und Interessenpolitiker glauben. Aber der Evangelisch-soziale Kongreß nach seinem bisherigen Bestande scheint uns, wenn die Kundgebung wirklich ernstgemeint ist und unwiderrufen bleibt, durch sie aufgehoben. R

*) Heute nur so viel: der erste Kongreß fand Pfingsten 1890 statt, Göhres Buch erschien Ende Mai 1891.

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 44 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1450. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 44: Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein — Die siebenundsechzigste Jahresversammlung der Rheinisch-Westfälischen Gefängnisgesellschaft — Der achtunddreißigste Englische Kirchenkongreß — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zum Bonner Streit; Aus Anhalt; Das neuerbaute anhaltische Diakonissenhaus; M. von Egidy über Sohms Vortrag; Wichtige Aktenstücke zur christlich-sozialen Bewegung — Evangelische im Auslande: Kirchenpolitisches aus Ungarn; Das Verhältnis der evangelischen Kirche A. B. in Ungarn zu der Landeskirche der Siebenbürger Sachsen; Die Revision der französischen Bibelübersetzung; Neoprotestantismus? Sonntagsruhe in Italien; Ein christlicher Unionsversuch in Italien — Verschiedenes — Personalien

Weihnachtsbitte

für die deutschen Seeleute in Großbritannien

Nachdruck erbeten!

Wie alljährlich, müssen wir auch in diesem Jahre für unsre Seeleute, die zur Weihnachtszeit hier am Lande sind, eine Christfeier veranstalten, um mitzuhelfen, daß unsern seefahrenden Brüdern in der Fremde auch ihr Teil an der großen Weihnachtsfreude werde. Wir sind überzeugt, daß eine solche Feier notwendig zur Arbeit unsrer Seemannsmission gehört, und daß sie für manchen Seemann, den der brennende Tannenbaum, die heimatlichen Weihnachtslieder und die Christgeschenke an Vaterhaus und Kinderzeit oder an sein eignes fernes Heim erinnern, ein Segen an Herz und Gewissen geworden ist. Darum richten wir an alle Leser die freundliche Bitte: gedenket auch der Seeleute, helft uns, ihnen eine Weihnachtsfreude zu bereiten.

Willkommen sind uns Gaben an Geld (auch in Briefmarken), sowie geeignete Bücher, Kleidungsstücke, Taschen- und Halstücher, Strümpfe, Pulswärmer und dergl. Zusendungen erbitten wir bis spätestens Ende November entweder an: German Sailor's Mission 137 High Street East, Sunderland, — oder zur Weiterbeförderung an: Seemannspastor Jungclaussen, Hamburg, Neuer Pferdemarkt 27 II mit der Bezeichnung: „Für das Generalkomitee, Sunderland."

Das Generalkomitee
für deutsche evangelische Seemannsmission in Großbritannien

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph
in **Giessen** **Nr. 162.**

Die **Freude** der **Hausfrau!**
Ich versende als Specialität meine
Schl. Gebirgshalbleinen
74 cm breit für 13 M., 80 cm breit für 14 M.,
meine
Schl. Gebirgsreinleinen
76 cm breit für 16 M., 82 cm breit für 17 M., das Schock 33⅓ Meter bis zu den feinst. Qual.
Spec. Musterbuch von sämmtlich. Leinen-Artikeln, wie Bettzüchen, Inlette, Drell, Hand- u. Taschentücher, Tischtüch., Satin, Wallis, Piqué-Barchend etc etc. franco.
J. GRUBER, Ober-Glogau i. Schl.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Niemann, Sup. A., **Friedrich Wilhelm IV. und die innere Mission.** Ein Gedenkstein zum 15. Oktober 1895. 50 Pf.
Jamrowski, P. H., **Die Taufe** eine Zeremonie oder ein Sakrament? Vortrag. 50 Pf.
Boys, Rev. Ernst, **Der feste Grund.** Betrachtungen über die Erlösungsfrage. Aus dem Engl. 1,50, geb. 2 Mk.
Der Tag des Kranken. Frei nach dem Französischen von A. v. B. Hrsg. zum Besten der Krüppelpflege in Hannover. 80 Pf., geb. 1 Mk.

Pfarrers-Töchter und -Bräute

erhalten eine Ausbildung für die Diakonie (Krankenpflege, Kindergarten, Haushaltunterricht, Gesundheitspflege u. s. w.) unentgeltlich bezw. zum Selbstkostenpreise durch den Evangelischen Diakonieverein, Adr. Prof. **D. Zimmer, Herborn,** Bez. Wiesbaden. Grundgedanke: **„Die Pfarrfrau ist die geborne Gemeindediakonissin."**

Das schönste Festgeschenk für jedes christliche Haus: —
Thorwaldsen, Segnender Christus
In vorzüglicher Ausführung aus Elfenbeinmasse.

Größe	100	75	56	48	35 cm	Verpackung:
Preis	36.—	20.—	10.—	7.50	3.— Mk.	8.—, 4.75, 1.50, 1.25 u. 1 Mk.

Für tadellose Verpackung leiste Garantie. Bruch tausche ich um.
Hugo Rothers theol. Buchh. (Martin Warneck), Berlin W. 9, Linkstr.

Die Hilfe

Zu beziehen für 50 Pfge. vierteljährlich durch Agenten, die von der Expedition: Frankfurt a. M., Obermainstraße 2, noch überall gesucht werden, oder durch die Post, Postzeitungs-Nr. 3175, für 1 Mk. vierteljährlich. Probenummern kostenlos.

Nr. 44: Luther — Wochenschau — Eine Kriegserklärung — Vorwärts oder zurück? — Ein Brief Luthers — Reformation (Gedicht) — Eine Frühlingswanderung zu Kingsleys Grabe. I — Die goldene Feder (Fortsetzung) — Allerlei: Morgennebel; Der Christ und die soziale Frage — Büchertisch — Briefkasten — Anzeigen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von Ernst Wunderlich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig